



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actendruckerei in Sulda.

Nr. 31. Sonntag den 2. August 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentag. — Neunter Sonntag nach Pfingsten. — Verlorene Tränen. — Aus dem Kalender der Woche. — Jugendpflege. — Im Brennpunkt eucharistischer Liebe. — Der Herr Salristan. — Allerlei über Kindererziehung. — Erziehungsgrundsatz.

Wochentag.

Sonntag, 2. August, 9. n. Pfingsten, Alfons, Kirchenlehrer.
Montag, 3. August, Auffindung des hl. Erzmartyrers Stephanus.
Dienstag, 4. August, Dominikus, Ordensstifter.
Mittwoch, 5. August, Fest Mariä Schnee.
Donnerstag, 6. August, Verkündigung Christi.
Freitag, 7. August, Cajetan, Bekenner.
Samstag, 8. August, Cyrillus.

Neunter Sonntag nach Pfingsten. Jesus weint über Jerusalem.

Evangelium Luk. 19, 41—47.

In jener Zeit, da Jesus Jerusalem näher kam und die Stadt sah, weinte er über sie und sprach: „Wenn doch auch du, und zwar an diesem deinem Tage, erkennst, was dir zum Frieden dient! Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde dich mit einem Wallen umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich bedrückend werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern und in dir keinen Stein aus dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimführung nicht erkannt hast.“ Und als er in den Tempel kam, fing er an, die Käufer und Verkäufer, die darin waren, hinauszutreiben, und er sprach zu ihnen: „Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es zu einer Räubershöhle gemacht.“ Und er lehrte täglich im Tempel.

Verlorene Tränen.

Jesus weint über die Stadt Jerusalem, und seine Tränen sind an den verblendeten Juden verloren. Wenn du es doch erkennen würdest, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient, nun aber ist es vor deinen Augen verborgen.

Das verblendete Volk kennt nicht seinen Frieden, kennt nicht sein Heil, kennt nicht sein Glück. Heute rufen sie „Hosanna!“ und morgen „An's Kreuz!“ Der einzige Rettungsanker der Juden wäre der Glaube an Christus gewesen, die Annahme seiner Lehre, seiner Gebote, seiner Wunder, der Eintritt in seine Kirche. Davon aber wollten sie nichts wissen. All ihre Hoffnungen waren Seifenblasen; sie träumten von einem irdischen Messiasreiche, dem alle Länder der Erde einverleibt würden, von einem großen Judenkönig, vor dem die ganze Welt auf den Knien liegen würde; ein König im Reiche der Seelen war nicht nach

ihrem Geschmack. Aus Furcht, ihr winziges Ländchen an die Römer zu verlieren, lieferten sie den Gottessohn an's Kreuz; sie erstrebten irdisches Glück und haben darüber das himmlische mit samt dem irdischen mit einem Schlage verloren. Einem sinnlosen Kranken gleichen sie, dem der Arzt Gesundheit garantiert beim Gebrauche einer gewissen Medizin; doch der Kranke verschmäht sie in törichtem Eigensinn.

So haben die Juden sich selbst die Suppe eingebrockt, die sie essen mußten, sich selbst die Rute gebunden, mit der sie geschlagen wurden, sich selbst die Strafen diktiert, die später an ihnen vollstreckt wurden.

Der Heiland weiß es, sieht es kommen, kann es aber nicht verhindern wegen ihres bösen Willens. Und darum weint er, weint Tränen des Mitleids über das unglückliche, verblendete, verhärtete und gottesmörderische Volk.

Doch leider, diese Tränen sind umsonst; sie ehren zwar den Heiland, der sie geweint, nützen aber nichts den Juden, denen sie gegolten haben. Im Gegenteile! Sie sehen seinen Schmerz, bemerken seine Tränen, hören seine Klagen, vernehmen seine Drohung — und bekehrten sich nicht und vermehrten ihre Strafe.

Es ist ergreifend, wenn ein Gott weint; fürchterlich aber, wenn er umsonst weint. Dann verwandeln sich seine Tränen in Feuertropfen, die auf die schuldige Seele niederträufeln.

Liebe Christen! Wenn wir gesündigt haben, weint der Heiland auch über uns. Mögen diese Tränen niemals umsonst sein! Und doch, ich will es frei heraus sagen: Es gibt auch unter den Christen Verstockte und Verblendete, an denen die Tränen unseres Heilandes verloren sind. Sicher wollen diese Seelen in den Himmel kommen, wollen die Sünde meiden, wollen den Pfad der Tugend wandeln. Aber sie greifen das Uebel nicht an der Wurzel an, sie wollen nicht die Bedingung erfüllen, die allein zum Ziele führt, während doch der Heiland sagt: „Wenn deine Hand dich ärgert, so hauer sie ab.“ Da ist z. B. der unglückliche Trinker; hoch und teuer versichert er, daß er nie mehr zu viel trinken wolle. Kommt aber die Gelegenheit und hat er nur das erste Glas wieder angefaßt, so gehen seine Vorsätze jämmerlich in die Brüche. Die Verschwendung, der Rausch, die Sünde, das Unglück, die Störungen im Familienleben und all' die Furien des Alkohols sind wieder da, schlimmer als zuvor. Siehst du denn nicht, was allein dir zum Frieden dient, was allein Hilfe

und Rettung bringt? Ganz allein die Abstinenz, der vollständige Verzicht auf jeden Tropfen. Das mag er als „Kostkur“ vorkommen, aber wirksam ist es und durchgreifend, die das Uebel mit Stumpf und Ail ausrottet, die mit einem gewaltigen Ruck dich zu einem andern Menschen macht.

Da ist der Unkeusche. Um keinen Preis will er wieder sündigen. Aber sieh, er meidet die Gelegenheit nicht, er sucht sie sogar auf. Und abermals wird er umstrickt von den Reizen der Leidenschaft, abermal ein Sklave der niedrigsten Triebe, abermal eine Beute der Verführung, abermal ein Mörder der Seele. Hast du denn keine Augen, zu sehen, keine Ohren, zu hören, keinen Verstand, zu begreifen? Du willst in das Feuer dich stürzen und nicht verbrennen? So höre also und nimm es zu Herzen, daß die einzige Garantie für ein reines Leben die Flucht der Gelegenheit ist. Meide also den Verkehr mit jener Person, meide wenigstens das Alleinsein mit ihr, und die Lilie der Keinheit wird in neuem Glanze dir erblühen.

O teuerste Seele. Gedenke der Tränen deines Heilandes! Laß nicht zu, daß sie umsonst für dich vergossen sind. Siehst du irgend eine Schranke, die von Jesus dich trennt, reiße sie mutig nieder; wird dir eine Medizin verschrieben, die deine Seele gesundet, trinke sie tapfer. Das aber wisse und merke, daß einem Sünder dem es am guten Willen fehlt, der die Gelegenheit nicht meiden will, der um die Mahnungen des Heilandes sich nicht kümmert, der die Warnungen des Vaters in den Wind schlägt, der die Vorwürfe des Gewissens geistlich überhört, der vermessen im Wasser der Sünde weitersegelt, — daß einem solchen weder die Tränen noch das Blut des Gottmenschen, weder die Sakramente noch der Beistand des Priesters, weder die Fürbitte der Mutter Gottes noch die Gebete des Schutzengels etwas helfen können. Mit offenen Augen rennt er ins Verderben und erntet den Lohn seiner Aussaat und wird hinausgeworfen werden ins unauslöschliche Feuer, wo ewig Heulen und Zähneknirschen sein wird.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Unter Berufsgenossen.

(St. Dominikus.)

Eine rührende Szene, die dem Kalenderschreiber einmal erzählt wurde, kam ihm wieder ins Gedächtnis, als er wie in jeder Woche das Heiligenver-

gegnis für die nächsten acht Tage durchschaute. Es war nämlich vor vielen Jahren am Tage des heiligen Franziskus (4. Oktober) im Franziskanerkloster zu W. An der Tafel, die aus Anlaß des Festes des Ordensstifters reichlicher war als sonst, nahmen außer anderen Geistlichen auch drei Mitglieder des Dominikanerordens teil. Während des Mahles wurden Kerzen auf dem Altare, der an der Stirnwand des Refektoriums angebracht ist, angezündet; aus der Reihe der zu Tisch Sitzenden erhob sich ein junger Dominikanerpater und ein gleichfalls noch jugendlicher Franziskanerpriester, schritten dem Altare zu, verneigten sich vor demselben und begannen nun mit klarer Stimme zweistimmig in lateinischer Sprache zu singen:

„Der apostolische Dominikus und der seraphische Franziskus, lehrten uns dein Geheiß, o Herr!“

Nach einer kleinen Pause setzten die beiden priesterliche Sänger wieder ein, diesmal einen Ton höher: „Der apostolische usw.“

Und noch ein drittesmal, wieder in höherer Stimmlage, wurde der obige Vers gesungen. Dann aber umarmten sich die beiden Geistlichen dreimal und gaben sich den Friedenskuß.

So wird alljährlich immer aufs neue wieder die Verbrüderung der beiden Orden in sinnvoller Weise erneuert und besiegelt; und vielleicht findet die gleiche Zeremonie am Feste des heiligen Dominikus, das am 4. August gefeiert wird, im Dominikanerkloster ebenfalls statt. Etwas Bestimmtes ist dem Kalenderschreiber darüber nicht bekannt, es entspräche aber der Gegenseitigkeit.

Interessant ist jedenfalls, daß der erzählte Brauch in ähnlicher Weise von den Stiftern der beiden genannten Orden vor nahezu 700 Jahren zum erstenmale geübt wurde, wie in der Lebensgeschichte des heiligen Dominikus zu lesen ist. Dominikus hatte schon viel von Franziskus gehört, dessen Orden bereits die Genehmigung des Papstes erhalten hatte, während die Anerkennung seiner eignen Ordensgenossenschaft auf große Schwierigkeiten stieß; gesehen aber hatte er den großen Armen von Assisi noch nicht. Zu Jahre 1216 betrat er eine Kirche zu Rom und fand da den gleichgesinnten Franziskus und erkannte ihn, ohne daß es ihm jemand gesagt hätte, auf der Stelle. Voll Freude warf er sich ihm in die Arme und rief aus: „Du bist mein Geährte! Laß uns zusammenstehen und kein Feind wird uns besiegen!“ Und die beiden Heiligen blieben auch ein Herz und eine Seele. Neidlos sah und anerkannte einer des andern Wirken und freute sich des Guten, das aus der Wirksamkeit des andern hervorging. Und da beide Heilige sozusagen einem Berufe angehörten, ist diese Neidlosigkeit und gegenseitige Anerkennung um so mehr hervorzuheben.

Denn gerade bei Berufsgenossen solls nicht immer so sein; da findet der eine an des andern Wirken meist zu nörgeln und auszuhezen und schlecht zu machen. Das liegt schon so in der menschlichen Natur, daß man sich selbst das Beste wünscht und gönnt, und dann noch einmal und hundertmal, und dann erst dem lieben Nächsten auch das Seine zukommen lassen will. So ist es und nicht anders. Und nur denen, die ganz durchdrungen sind vom Geiste des Christentums, das da den Nächsten akkurat so zu lieben befiehlt, wie sich selbst, mag's anders gelingen. Und die folgende Stufe dabei ist, daß man sich nicht betrübt, wenn dem Mitmenschen ein Gluck in den Schoß fällt; dann erst ist man neidlos. Und wer sich freuen kann, so recht aufrichtig freuen kann über den Erfolg eines Standesgenossen, der erst hat in dieser Hinsicht den beschwerlichen Gipfel erklommen. Derer aber sind nicht zuviel. Bleiben ja doch die meisten Erdenkinder am liebsten in den Niederungen und nur wenige steigen empor zu den zackigen, steinigten Klüften des Hochgebirges, wo der Himmel einem näher ist als drunten im Tal. Wer aber oben gewesen, fühlt, wie wohl ihm zu Mute ward in der reinen und klaren Luft und möcht' nimmer runter. So auch, wer die schweren Höhen des christlichen Lebens erreicht hat: er sieht

nie, wie wohl es war, die steilen Pfade zu wandeln, die dem Himmel nahe führen . . .

Der Kalenderschreiber.

Jugendpflege.

Im neuesten Heft des Volksvereins, das demnächst von den Vertrauensleuten in Tausende von Familien hineingetragen wird, wird eingehend besprochen, was Elternhaus, Kirche und Schule, Staat und Gemeinde heute um die Jugend tun müssen, um sie im flutenden Leben und im täglichen Kampf um Religion und Sittlichkeit zu stärken.

Man jammert heute allüberall über Verrohung der Jugend, wie die heutige Jugend vielfach noch nicht reif ist für das Erwerbaleben, in das sie geworfen wird, wie sie untergeht in allen Gefahren. Aber wir haben auch allmählich die Methode herausgefunden, wie dem entgegen gearbeitet werden kann und muß. Zuerst muß das Elternhaus mobil gemacht werden für die moderne Jugenderziehung: es ist die Werkstätte der Erziehung, in der grundgelegt wird, was sich später entwickeln soll. Dazu müssen Schule und Kirche treten. Ihre Vertreter müssen sich fragen, ob sie mit der Erziehung auf dem rechten Wege sind, ob sie für das Leben heute die Kinder erziehen. Und die öffentliche Jugendpflege muß sich noch angliedern.

Das Ziel der Erziehung ist heute ein anderes als früher. Früher hatten wir das „System der Bewahrung“. Die Kinder waren unter strenger Aufsicht. Heute hat das Leben die Familie auseinandergerissen und das alte Bewahrungssystem kann eben nicht immer mehr Platz greifen. Heute acht die Erziehung auf innere Festigung der Jugend hinaus! Tragt Sorge, daß sich die Kinder möglichst frühzeitig ihres inneren Wertes bewußt werden! Könnten wir nicht das christliche Selbstbewußtsein, das Adelsbewußtsein des Gotteskinds pflegen?

Dazu müßte kommen: ein kräftiges Standesbewußtsein! „Der Bauer muß adelig werden“, sagte Freiherr v. Stein. Sillt das nicht von allen Ständen? Auch der Arbeiterstand? Es muß eine Art Adelsstolz hinein in die Arbeiter-, Handwerker-, Bauernkinder, dann erhalten wir nicht die „leeren Kerls“, die in blödsinniger Gedankenlosigkeit nicht wissen, was sie vom Leben haben und dem Radikalismus und aller Schlechtigkeit nachlaufen. Darum: lehrt die Kinder an die Zukunft denken! Laßt sie teilnehmen an euer eignen Sorge um die Zukunft! Darum steht eine geordnete Familien-erziehung auch weit über einer Anstalts-erziehung! Die Kinder sollen sich bewußt werden, daß das Leben etwas ist an Werten, die sie sich selber in Arbeit, Entfagung, Lernen aufbauen müssen.

Geben wir dann dem Kinde Schaffensfreude! Regt ihre Lernfreude an! Sorgt für einen richtigen Beruf, dem das Kind körperlich und geistig gewachsen ist, in dem es Befriedigung findet! Zeigt ihm die Zukunft: Du sollst ein Mann werden, deine Arbeit hat einen höheren Wert, als jetzt nur in der Jugend Geld zu verdienen! Du mußt dich vorbereiten auf den Beruf: Familienvater zu werden! Du sollst deine sittliche Kräfte entwickeln, dein Können steigern, arbeiten und sparen lernen, damit deine Zukunft guten Grund hat.

Lehret sie dann die Quellen der Kraft gebrauchen: Sakramente, Gnadenmittel der Kirche! Lehret sie Selbstüberwindung! Das ist nicht Vergewaltigung, nichts Knechtelisches, nein, das ist Heldenmut! Erzieheth die Kinder zur Selbstständigkeit! Sie müssen allmählich lernen, ins Leben hineinzuwachsen, sich darin selbst halten zu können, ohne Aufsicht, ohne Kontrolle sittlich und stark zu bleiben. Darum schon in der Familie: weniger kontrollieren, mehr aufbauen, erziehen! Zeigt den Jugendlichen den Weg zu Männlichkeit, Ritterlichkeit! In der Jugend-

organisation sollen sie lernen, den Wert der Organisation zu schätzen.

Die Standesvereine müssen mithelfen, dieses Ziel zu erreichen. Unsere Presse, Sonntagsblätter usw. müssen mithelfen, daß solche Erziehung Gemeingut des Volkes wird. Schule und Eltern müssen sich finden zu Elternabenden, besonders die Jugendpflege muß ausgebaut werden. Unter untern Jugendpflegern haben wir zu wenig Handwerker, Arbeiter, Kaufleute; auch diese müssen heran; ihre Sache ist es; ihre Kinder sind es! Die Jugendpflege darf nicht erschöpft sein in Sport, Hinausziehen in Feld und Flur. Tüchtige Berufsmenschen, christliche Familienväter, Streiter in der Standesbewegung, Staatsbürger müssen unsere Zuendlichen einmal werden. Dann müssen wir gemeinsame Veranstaltungen haben, wo wir die Jugend zusammentrommeln, wo ihnen der Vertreter des Staates, der Gemeinde, des Standes ein ernstes Wort sagt von den späteren Aufgaben, wo Geistliche zu ihnen sprechen über die Kunst und Bedeutung christlicher Lebensführung. Das ganze Volk muß daran mitarbeiten! Kirche und Staat allein vermögen's nicht. Die Kirche, der Staat, das sind ihr! Die Zukunft unseres Volkes aber ist eine starke, sittenreine, schaffensfrohe, ewiglebensfreudige Jugend!

Im Brennpunkt eucharistischer Liebe.

„cedant vetera, nova sint omnia, Corda, voces et opera.“
Hymnus „Sacris solemniis.“

(Aus „Schauen und Beten“ Lourdes-Bilderbuch für Marienkinder von Jos. Zimmer, Pr. d. Diöcese Fulda, Fuldaer Actiendruckerei.)

Es trete zurück das Alte, alles werde neu, Herz und Wort und Tat.

Von Rom kam diese Weisung. Es war das berühmte Kommuniondekret: „De quotidiana SS. Eucharistie sumptione“ vom 20. Dezember 1905, das durch das Dekret über das Alter der Erstkommunikanten vom 8. August 1910 ergänzt wird.

Der hl. Vater wollte die Welt, die vom Zeitsturm umtost den schweren Kampf gegen Glaubens- und Sittenlosigkeit führt, neu beleben und stärken. Neues Blut sollte in das Herz der Kirche fließen.

Und sein Wollen ist seit Jahren ein bewegender Wind geworden.

Ein frischer Hauch zieht durch die Hallen unserer Gotteshäuser. Die Stupeln unserer Kirchen leuchten im Glanze eucharistischer Sonnenglut. Aus der hl. Eucharistie wird die alte Welt neu geboren. Die Eucharistie ist das Weltfeuer, das reinigt, läutert, belebt. Es brennt da, dort überall, wo katholische Kirchen stehen.

Die Liebe ist dieses Feuers edle Nahrung. In Lourdes ist die Liebe riesengroß. Darum ist in Lourdes auch eucharistisches Großfeuer. Lourdes ist ein eucharistischer Brennpunkt mit all seinem Segen für die Völker.

Die Eucharistie ist das Herz von Lourdes, das brennende Herz. Von dort fließt das Feuer in die Adern der Kirche. Und die Mutter an der hl. Grotte ist das Rohr, durch das die Funken sprühen. Diese „Funken im Rohr“ sind die Himmelsgaben und Gnaden aus der Mutterhand.

So geht der Weg zum Herzen des Heilandes durch das Herz der Mutter.

„Per Mariam ad Jesum,“ lautet die Devise im Wappen des Bischofs von Lourdes.

Sie sollte als Flammenschrift über dem Heiligtum stehen, um es aller Welt zu künden, daß wir im letzten Grunde das Herz des Heilandes suchen.

Wir lieben unsere Mutter mit der ganzen Liebe guter Kinder, wir ehren und preisen sie mit aller Stut, wir jubeln ob ihrer Herrlichkeit, aber bei allem wissen wir, daß die gute Mutter nichts wäre ohne ihren Sohn.

Darum ist der selige Ausblick zur Mutter ein Hinblick zu ihrem Sohne.

Die Mutter ohne Jesus kennt das katholische Herz nicht.

Und sie selbst, die erhabene Demut, weist mit allen Fingern nach der Zentralfonne, die ihr das Feuerkleid strahlender Schönheit um die Lenden gelegt:

„Geht zu Jesus, und was er euch sagt, das tuet!“

*) cf. Weisb. 3, 7.

Darum ist auch die Marienverehrung in Lourdes gesund katholisch. Jesus, im allerheiligsten Sakrament, unser alles, bleibt auch in Lourdes der strahlende Mittelpunkt.

Und diese Verehrung des allerheiligsten Sakramentes treibt in Lourdes herrliche Blüten. Durch die Mutter ist dem Sohne in Lourdes ein eucharistischer Zentralkult aufgeblüht.

Mit welchem Dank mag der Sohn seiner lieben Mutter aufwarten für diese herrliche Tat!

Er, der ein Herz voll Erbarmen und unendlicher Liebe über die Menschheit ausgoß, kennt kein anderes Verlangen, als ein Herz voll Gegenliebe. Er sehnt sich wie eine gute Mutter nach dem Herzen der Kinder. „Sohn, gib mir dein Herz!“ ist sein Wort an alle Menschen.

Da bringen wir ihm denn an hl. Stätte unsere Herzen dar, unsere ganze Liebe und Verehrung.

Welch Verherrlichung unseres Gottes liegt nicht in dem hl. Opfer, das unzählige Male an heiliger Stätte dargebracht wird?

Auf allen Altären an der Gnadenstätte brennt wie ehedem im Tempel zu Jerusalem fast ständig von der Mitternachtsstunde bis Mittag das heilige Opferfeuer, und oft in Hunderten von Flammen.

Und die es anzünden, sind die Bewitterten des neuen Bundes.

Die Leviten wohnten bei den Israeliten in allem Volke zerstreut. Sie kommen hier aus allen Ländern die Gesalbten des Herrn und feiern zu Lourdes das erhabene Opfer des neuen Bundes. Man schätzt die Zahl der heiligen Messen, die jährlich in Lourdes gefeiert werden, auf circa 50 000. — 1912 waren es 65 000.

Fünfundsechzigtausend heilige Messen, von denen jede einzelne unendliche Anbetung, unendlichen Dank, unendliche Sühne, unendliche Bitte in sich schließt, welch himmeltragender Berg herrlichster Gottesverehrung!

Aber neben der Verherrlichung Gottes des Vaters liegt in den hl. Opfern auch eine herrliche Ehrung des eucharistischen Gottmenschen eingeschlossen.

Tausend- und tausendmal wird in den Opfern jene erhabene, unendliche Liebe gefeiert. Die den Sohn zur Erde zog und ans Kreuz zwang. Und wie es dem Herzen des Sohnes ein verzehrendes Verlangen war und eine unsägliche Freude, dem Vater sein Blut darzubieten für die Sünden — wie drängt es ihn, bis es vollbracht ist — so findet in jedem Opfer die Wiedergeburt dieser Herzensfreude statt.

Und er, der dem Vater das einzig würdige Lob- und Anbetungsoffer, Dank- und Vitiopfer darbrachte, kennt keine größere Wonne, als die Wiederholung dieses Opfers in dem hl. Messopfer, und hat keinen sehnlischeren Wunsch, als daß wir teilnehmen an diesem großen Werte des Opfers. Welch Freude darum für den Sohn, wenn wir sein heiligstes Blut lobpreisend und dankend gegen den Himmel erheben, wenn wir vertrauend auf die Kraft des hl. Opfers unsere Arme emporreden, Gaben zu empfangen!

Das heiligste Altarsakrament ist nun aber nicht bloß Opfer, es ist auch Speise. Und diese Speise ist die hl. Kommunion.

So haben den Heiland, der sich unter den Gestalten birgt, die Tausende von Priestern tausend- und tausendmal in inniger Liebe ans Herz gedrückt. Und er, der da spricht: „Meine Wonne ist es, bei den Menschenkindern zu sein.“ hat auf jede Stirn den Kuß des Friedens und heiligen Glückes gedrückt.

Die heilige Kommunion ist die Feierstunde für das liebevollende Herz des Gottmenschen, nach der es sich mit allen Fasern sehnt; die heilige Kommunion setzt all unserm Lieben und all unserm Beten, jetzt unserer ganzen Gottesverehrung die Krone auf.

Der Heiland verlangt von uns alles, und in der heiligen Kommunion geben wir ihm alles.

„O salutaris hostia, quae coeli p-ndis ostium — o heilsame Opfergabe, die du der Seligkeit Tor eröffnest,“ singt die Kirche von der heiligen Hostie. Ja, Himmelsduft weht durch die gottgefällige Seele. Und nun schlagen aus der Seele Falten glühende Anbetung und Liebe und flammender Dank. Und flehende Sühne und innige Bitte legen wir in Jesu Herz und erfüllen es mit heiligem Entzücken. Unser Herz wird zum Altar, von dem die Wolken herrlicher Gottesverehrung emporsteigen.

*) Prov. 8, 31.

(Schluß folgt.)

Der Herr Sakristan.

(Schluß.)

Verzeih mir's Gott, wenn ich selber nicht ganz so andächtig war, wie ich es gefolgt. Denn immer

wieder einmal mußte ich einen Seitenblick auf den waderen Jüngling werfen, der vor der untersten Altarstufe wie aus Erz gegossen auf dem Teppich kniete. Es war für mich kein Zweifel: dieser junge Mann, mochte er nun gut oder schlecht für seinen Dienst bezahlt werden, war auf alle Fälle von wirklichem Glauben erfüllt. Denn so benimmt sich nur die lebendige Ehrfurcht.

Nach der heiligen Messe geleitete mich mein Herr Sakristan wieder zurück und war wieder in bester Weise behilflich beim Ablegen der Paramente. Ehe ich die Sakristei verließ, um in der Kirche selber meine Danksgesung zu verrichten, wurde ich meiner Pflicht bewußt, die gute Dienstleistung auch in entsprechender Weise anzuerkennen. Ich nehme an, daß mir da jeder Küster in allen fünf Weltteilen ohne Widerspruch recht geben wird.“

Und der Herr Referendar meinte: „Ich nehme auch an,“ und nahm gleichzeitig jetzt doch eine Zigarre aus dem Kistchen des Gastgebers, da ihm die Zigaretten im eigenen Etui ausgegangen waren. Der Geistliche reichte ihm das brennende Streichholz und erzählte weiter:

„Ich zog also jetzt mit heroischer Hintanfetzung jeglicher Knausererei meinen Geldbeutel und sprach heimlich zu mir selber: Priester der Diözese Fulda, die dem heiligen Bonifatius so viel zu verdanken hat, zeige jetzt deinen Dank gegen die englische Nation und gib ein anständiges Trinkgeld.“

Ich zog also einen sauberen Schilling — nach unserm Geld immerhin eine ehrenwerte Mark — heraus und sagte mit der Guld und grenzenlosen Freigebigkeit eines Milliardärs: „So, besten Dank für alles, Herr Sakristan, und hier diese Kleinigkeit ist für Ihre Bemühung.“ Das Wort Kleinigkeit glaubte ich ja selber nicht recht, aber ich mußte doch anständigerweise so sagen, um ihm die Annahme zu erleichtern und die Operation so schmerzlos als möglich für ihn zu gestalten. Nun wäre es doch eigentlich so ganz selbstverständlich gewesen, daß der junge Herr nach dem Beispiel so vieler waderer Vorgänger in allen Branchen schüchtern seine Hand ausgestreckt und mit verschämtem Lächeln gesagt hätte, das sei doch wirklich gar nicht nötig, aber nichtsdestoweniger danke er mit herzlichem Vergelts Gott und erlaube sich die Frage, ob Hochwürden nicht vielleicht morgen schon wieder eine Messe hier lesen wollen.

Allein hier ging nun einmal mein Herr Sakristan in der Aloysiuskirche zu London seine eigenen Wege. Er war weder schüchtern, noch lächelnd er verschämt, noch sagte er Vergelts Gott. Er trat ganz freundlich einen Schritt zurück und sagte verbindlich: „Ich danke für Ihren guten Willen! Aber ich vertrete hier nur aus Privatvergnügen die Stelle eines Sakristans, den sich die junge Kirchengemeinde, die meist aus ärmeren Katholiken besteht, noch nicht leisten kann. Ich selber bin ein Kaufmann — und zwar, um es Ihnen jetzt zu verraten — aus Deutschland! Ich besorge den Dienst hier morgens aus Liebhaberei.“ — Was sagen Sie dazu, Herr Referendar?“

Der Herr Referendar nahm sein Glas und sagte: „Ich erlaube mir, auf das Wohl dieses seltenen weisen Raben zu trinken.“ Und kräftig stieß der geistliche Gastgeber mit ihm an. Dann sprach er: „Ja, auf das Wohl dieses prächtigen Menschen! Doch hören Sie das Ende von der Geschichte, wenn's Ihnen beliebt.“

Sie können sich meine Ueberraschung denken. Ich ließ meine Hand mit dem lumpigen Schilling sinken und rief: „Was — ein Deutscher sind Sie? Made in Germany? Dann Hand her — wir sind Landsleute!“

Der Pseudo-Sakristan ließ sich tüchtig die Hand schütteln und sagte dann mit einem kleinen schelmischen Lächeln: „Das dachte ich mir gleich! Denn daß Sie kein Engländer waren, das hörte ich schon an Ihrem Englisch! Uebrigens sprechen Sie es ganz nett und originell. Daß Sie aber ein Deutscher waren, merkte ich deutlich an den drei deutschen Ave Maria, die ich Sie halblaut nach der Messe beten hörte. Ich wollte schon einmal mitbeten und wenigstens sagen: „Auf daß wir würdig werden der Verbeisungen Christi.“ Aber dann fürchtete ich, Sie in der Andacht zu stören, und so blieb ich still.“

Wir unterhielten uns nun noch einige Minuten, während er alles wegräumte und in die gewöhnliche Ordnung brachte. Ich denke, der liebe Heiland, der, nur durch eine dünne Wand von uns getrennt, alles mit anhören mußte, hat es uns nicht übel genommen.

„Aber hören Sie mal, Herr Sakri . . . Herr Landsmann, wie kommen Sie denn eigentlich als Kaufmann dazu, hier in London . . .“ Weiter kam ich nicht im Fragen, denn der junge Herr unterbrach

mich gleich: „O, sehr einfach, hochwürdiger Herr! Ich bin nebenbei auch katholisch und da machte sich die Sache eigentlich sehr einfach. Als kleiner Junge daheim war ich Meschdiener, und das machte mir so viel Vergnügen, daß ich die alte Gewohnheit hier nicht ganz lassen konnte. Ich bin jetzt etwa ein Jahr hier in einem großen Geschäft in der City, und es geht mir gar nicht übel. Als ich mir zu Anfang meines Hierseins eine Kirche suchte, die nicht so weit von meiner Wohnung lag, entdeckte ich diese. Und als ich bald darauf entdeckte, daß der Rektor hier an Werktagen oft um Küster und Meschdiener verlegen war, entdeckte ich mein altes Talent und bot mich an. Weil ich weiter nichts als die Ehre dieses Dienstes beanspruchte, so wurde ich bald mit Herrn Rektor handelseinig — und sehen Sie, so komme ich nun ganz einfach jeden Morgen ein bißchen hierher. Das macht mir gar nichts aus, da ich erst um neun Uhr auf meinem Kontor zu sein brauche. Doch die Sache ist eigentlich gar nicht der langen Rede wert.“

„O doch! O doch!“ rief ich, „die ist wahrlich der Rede wert! Wie freue ich mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben! Aber erlauben Sie noch eine Frage: Was sagen hier Ihre Bekannten dazu — hält man das nicht für einen richtigen Spöken?“

Mein Herr Sakristan lachte trotz der Nähe des Tabernakels und sagte: „Ich habe nie darnach gefragt, was andere über Dinge sagen, die mir teuer und heilig sind. Für manche gilt es ja schon als Spöken, überhaupt katholisch zu sein. Es hat mir eigentlich schon genügt, mit diesem Meschdiener hier meiner alten Mutter in Deutschland drüben eine kleine Freude zu machen.“

„So leben also Ihre Eltern noch?“ fragte ich, um etwas über die Herkunft eines so glaubenstreuen Katholiken zu erfahren.

„Gott sei Dank, die leben noch,“ sagte mein Herr Sakristan. „Sie können sich aber denken, daß meine fromme Mutter mich doch nur mit einer heimlichen Angst für zwei Jahre nach London gehen ließ. Sie meinte, das große Themsebabel würde mich und meinen Glauben und mein Gewissen verschlingen. Nur mit bitteren Tränen ließ sie mich ziehen, nachdem ich ihr auf mein Wort versprochen, nie die Sonntagsmesse zu veräumen. Da wollte ich sie doch nach Möglichkeit beruhigen und schrieb ihr heim, ich wäre wieder wie einst in Saint Marien daheim Meschdiener geworden hier in Saint Aloysius. Sehen Sie, so ist meine Mutter wieder beruhigt worden — und ich wurde der Herr Sakristan.“

Ich kann Ihnen sagen, Herr Referendar, der junge Mann kam mir im Augenblicke vor wie ein großer Held. Ich hatte die Empfindung, als wäre er von dem Holz, aus dem unser lieber Herrgott die Heiligen unserer Tage schnitzen läßt. Ich wollte mich nun aber diesem waderen jungen Herrn doch gerne in irgend einer Weise erkenntlich zeigen und sagte: „Kann ich Ihnen denn mit gar nichts ein Vergnügen machen für die Dienste, die Sie mir erwiesen?“ Der Herr Sakristan von Saint Aloysius lächelte und sagte: „Wenn Sie durchaus etwas Los sein wollen . . .“

„Aha, jetzt kommt das dicke Ende,“ sagte der Herr Referendar hier plötzlich und steckte sich die Zigarre wieder an, die ihm ausgegangen war.

„Ja, das kommt jetzt,“ sagte der Geistliche. „Denn mein Londoner Großstadt-Sakristan führte mich zu einem Opferlasten in der Kirche, der die Aufschrift trug: „Für arme Erstkommunikanten der Gemeinde“. Dort warf ich meinen Schilling hinein, obwohl ich mir darüber klar war, daß diese Gabe bei unserm Herrgott droben nicht auf mein Guthaben, sondern auf das meines Sakristans gesetzt würde.“

Als ich dann das Kirchlein des heiligen Aloysius wieder verließ, begleitete mich der junge Herr noch bis an die Hauptstraße, wo wir uns mit einem gut deutschen „Auf Wiedersehen“ trennten. Er wünschte mir viel Vergnügen für meinen Aufenthalt in London, zog elegant seinen Hut und sprang im nächsten Augenblicke behend auf einen schwerfälligen blauen Omnibus, der nach der City rollte.

Ich stand noch einige Augenblicke und schaute dem fortsiehenden Wagen nach. Und dabei dachte ich mir, daß also die Großstadt schließlich keinen verderben muß, sondern daß sie schließlich nur jene verderbt, die sich verderben lassen wollen. Solche Leute brauchen aber schließlich nicht erst nach der Großstadt zu gehen. Meinen Sie nicht auch, Herr Referendar?“

Der Herr Referendar bejahte und erlaubte sich, auf das ganz Spezielle seines gütigen Gastgebers zu trinken.

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Kindererziehung.

Jose Blätter von einem alten Prätillus.

(Fortsetzung.)

Wenn man die Kinder straft, soll man es ihnen sagen oder es sie merken lassen, daß man nicht aus Mangel und in Aufwallung strafe, sondern weil man sie so lieb habe, weil es Pflicht vor Gott sei und ihr eigenes Seelenheil es erfordere. Das Kind darf es sehen, daß es dem Vater leid ist, wenn er strafen muß. Auch das kleine Kind wird es schon verstehen, wenn man ihm die Notwendigkeit der Züchtigung dadurch klar macht, daß es doch brav und ordentlich werden solle. Wie wir schon sagten, verliert bei Kindern, an welchen vernünftig und in christlicher Absicht zu rechter Zeit gestraft wird, der Erzieher durchaus nicht an Liebe. Man macht sogar oft die Erfahrung, daß die Kinder gerade einen strengen Erzieher, einen strengen Vater in dankbarer Erinnerung behalten, wenn sie sich überzeugt haben, daß er beim Strafen nur durch wahre Liebe zu seinen Schutzbefohlenen sich leiten ließ. Ich habe einmal am Grabe eines Mannes gestanden, der im kräftigen Mannesalter einem Schlaganfall erlegen war. Er war als strenger Vater bekannt und seine im Alter von 18 bis 24 Jahre stehenden Söhne hatten in jungen Jahren manchmal seine starke Hand gefühlt, der Vater hatte aber deshalb ihre Liebe nicht verloren, sie waren auch alle drei tüchtige und brave Jünglinge geworden. Laut weinend standen sie am Grabe, so daß alle Teilnehmer tief ergriffen waren. — Wie die Erziehung überhaupt eine große Kunst ist. — Alban Stolz hat ein dickes Buch über „Erziehungskunst“ geschrieben —, so ist es ganz besonders eine große Kunst recht zu strafen. Das Erziehungsmittel der körperlichen Züchtigung ist die stärkste Arznei, darum muß sehr genau bemessen werden, wann und in welchem Maße sie anzuwenden ist, damit nicht das Heilmittel Unheil anrichtet. Gewiß wird die körperliche Züchtigung auch in der hl. Schrift empfohlen, aber auch vor Mißbrauch der Strafen warnt der hl. Paulus, wenn er sagt: „Ihr Väter reizet eure Kinder nicht zum Zorn“ und der Psalmist mahnt zu zürnen und dabei nicht zu sündigen.“ (Ps. 4, 5.) Es gibt manche, die deshalb, um ihr Gewissen nicht zu beunruhigen, ganz auf Tadel und Strafe verzichten, also die Pflicht veräumen, um die Gerechtigkeit nicht zu verletzen. Das ist aber nicht recht, die Kunst zu rügen und zu strafen, muß zu erlernen sein, sonst hätte sie Gott nicht den Vorgesetzten und Eltern aufgelegt. In seinem sehr empfehlenswerten Buch „Die Kunst zu leben.“*) führt der Dominikanerpater Weiß dafür, wie er sagt, „statt langer Worte eine kurzes Beispiel“ an. Er schreibt: „Ich hatte unter den Männern, denen ich für meine Erziehung aufrichtig dankbar bin, einen Benediktiner, dem es Gott in der Ewigkeit vergelten möge, daß er mir oft ein so wunderbares Beispiel der Selbstbeherrschung gab. Er war damals 40 Jahre alt, sehr lebhaften Geistes und die Beweglichkeit selber. Die 60 jungen Leute, deren Ueberwachung ihm zugewiesen war, hätten ihm schon manchmal das Blut zu Kopf treiben können. Wir boshafte Jungen hätten ihm das nicht bloß verziehen, sondern wir hätten es sehr gern gesehen. Aber in dieser Erwartung betrogen wir uns, denn nie ließ er sich zu einem Ausbruch der Erregung hinreißen. Hatte einer größer gefehlt, so sagte er jedesmal: Ich sollte dich jetzt strafen, aber du hast mich wirklich aufgeregt, in dem Zustand kann ich dir keine Strafe nicht geben. Komme morgen auf mein Zimmer, dann sollst du sie erhalten. Und kam einer des nächsten Tages, so gab er nicht selten den Bescheid. Du warst zu böse, ich bin heute noch nicht ganz ruhig, warten wir bis morgen, du laufft mir ja nicht davon. Erst wenn er vollkommen Herr seiner Ruhe, mit andern Worten, seiner selbst geworden war, schritt er zur Strafe. Er schenkte sie nie, das wußten wir schon. Er war auch gar nicht übermäßig milde in seinen Strafen, das fühlten wir genug. Aber wir sahen, daß bei ihm die Strafen nicht von Zorn eingegeben, sondern ein Ausfluß der Gerechtigkeit waren, und darum beklagte sich nie einer über eine Züchtigung von ihm, und wir liebten ihn, wie er uns liebte und ächteten ihn aufrichtig und das will bei jungen Leuten alles heißen.“ Das deutet sich ungefähr mit dem Rat, den ein erfahrener Erzieher gab, wenn er sagte: Strafe körperlich nie unter der Unterrichtsstunde, sondern künde dem Sünder kurz an, was ihn erwartet

*) Freiburg, Herder.

und nütze so die Wirkung des Aufschubs aus. Dir ist bis dahin der Zorn verfliegen und dem Schüler die Unbotmäßigkeit ganz der rechte Augenblick, in dem eine wohlertwogene Züchtigung ihre Schuldigkeit tut.“ Was hier dem Lehrer geraten wird, das gilt in entsprechender Weise auch für Eltern und andere Erzieher.

Die Waisenkinder von Oesterreich.

Waisenkinder . . . weht nicht um dieses trübe Wort gemeinlich auch die Vorstellung von Not und Armut? Die Geschichtschreiber haben uns ja tausendmal das frierende kleine Blumenmädchen vorgeführt, das in raschem Rascheinander beide Eltern verloren hat, oder den zerkümmerten Schuhriemenverkäufer, der seine Eltern nie kannte. Auch die kleinen Ruben in den grauen Foppen, die wir da in sittsamer Reihe durch die Straßen gehen sehen, etwa vom Waisenhaus zur Schule und zurück — auch sie sind fast durchwegs ganz armer Leute Kinder. Reiche Waisenkinder zu sehen, sind wir nicht gewöhnt. Sie tragen, meist in der Obhut reicher Verwandter, ihr trauriges Los im Verborgenen, sie sind, materiell unabhängig von der Mittwelt, nicht so sehr vor unser Mitleid hingestellt. Denken wir an sie, so schleicht sich unwillkürlich die Empfindung an uns heran, sie seien nicht so sehr unseres Mitleids bedürftig wie jene Armen, denn sie seien doch wenigstens vor Not geschützt. Welch ein ungerechter Gedanke! Wie geringfügig ist der leicht erkennbare Verlust eines gedeckten Tisches und eines weichen Bettes gegenüber jenem großen, unersetzbaren Verlust, dem Verlust der Eltern. Reiche Waisenkinder, arme Waisenkinder — — — beide verloren gleich viel, beide verloren alles: die Eltern. Von Geld und Habe ist Glück oder Unglück von Kindern noch weit unabhängiger, als das Geschick Erwachsener. Denn Kinder haben das Leben vor sich. Reiche Kinder können verarmen, arme können zu Reichthum gelangen, ohne daß Wunder zu geschehen brauchen. Glück oder Unglück von Kindern hängt einzig von der Schönheit ihrer Jugend ab. Wir alle kennen tausend arme, barsüßige Kinder, die eine sonnige Jugend haben und glücklich sind. Verwaiste Kinder aber haben überhaupt keine Jugend mehr. Denn die Jugend stirbt mit den Eltern.

Eine Abstufung kann unser Mitleid mit Waisenkindern allenfalls erfahren, wenn wir erwägen, wie gut die Eltern waren, die sie verloren. Es gibt ja leider gerade in der Großstadt genug Eltern, die es nicht verstehen, die Jugend ihrer Kinder sonnig zu machen, ja ihr sogar durch Lieblosigkeit und Härte alle Sonne rauben, die das natürliche Anrecht der Jugend ist. Der Verlust solcher Eltern wird naturgemäß von den Kindern wesentlich leichter verschmerzt, ja unter Umständen sogar als Glücksfall aufgefaßt werden. Die Unnatur solcher Zustände setzt gewissermaßen automatisch auch unser natürliches Mitleid mit solchen Kindern außer Tätigkeit und der gutherzige Nachbar ist rasch mit dem Trost bei der Hand, daß diese Kinder doch nichts Gutes gehabt haben im Elternhaus. Auf der anderen Seite wird das Mitleid umso größer sein, je liebevoller und fürsorglicher diese Eltern waren. Auch darauf wird es ankommen, wie jung diese Kinder sind. Denn je jünger sie sind, desto größer ist die Einsamkeit, in die sie plötzlich hinausgestellt wurden, desto rührender ist ihre Lebensuntüchtigkeit, ihre Unerfahrenheit und Hilflosigkeit. Werden sie, der festesten und natürlichsten Stütze beraubt, den Kampf mit dem Leben erfolgreich aufnehmen können? Werden sie Verater von genügender Treue finden?

Vieltausendfältig wie die Erscheinungen des Lebens sind die Möglichkeiten des Unglücks, in dem sterbende Eltern ihre verwaisten Kinder zurücklassen.

Und nun stehen plötzlich drei fürstliche Waisenkinder vor uns, drei Kinder, auf die Millionen tränenfeuchter Augen gerichtet sind, drei Kinder, denen vom ersten Augenblicke an das Mitleid der ganzen Welt zuflöhte. Denn auch der einfachste Mann empfindet, daß Tote nicht mehr seines Mitleids bedürfen, sie, die hinausgehoben sind über die Erdenphäre von Glück und Unglück. Des Mitleids bedürfen die Hinterbliebenen hier die hinterbliebenen Kinder. Die „Hinterbliebenen“! Welch ein schwarzumrahmtes Wort. Die hinten gebliebenen, sie, denen die Toten entliehen, denen die Toten vorausgingen. Die Hinterbliebenen weinen, die Toten lächeln.

Nicht allzuviel hatte man bisher von diesen drei Kindern gewußt. Man sah ihre Bilder niemals allein. Immer mit Vater und Mutter. Man wußte sie in der Obhut derselben treuen Hände, in deren Obhut einst ein ganzes Land liegen sollte. Man wußte, daß sie in einem Rosengarten aufwuchsen und daß auch um ihre jungen Herzen ein Rosengarten stand

und blühte. Erst vor ein paar Wochen unternahmten Schulkinder mit ihren Lehrern einen Ausflug nach Kronopitsch, um die Rosengärten zu besichtigen. Wolken zogen am Himmel auf, ein Gewitterregen begann. Da wurden die Besucher ins Schloß geladen. Kindliche Hände streckten sich den Kindern entgegen, ein gütiger Erzherzog, eine lächelnde Herzogin billigten solche Kindergüte. Und während dann die fremden Kinder bei wieder geklärtem Wetter heimzu gingen, dachte wohl manches: „Rosengarten . . . welch ein Rosengarten . . .!“ Die Herzogin streichelte ein paar Minuten vor ihrem Tode im Rathhaus von Serajewo ein Mädchen und sagte: „So groß ist auch unsere Sophie . . .!“ Und: „So lange haben wir unsere Kinder noch nie allein gelassen.“ Da empfanden es wohl alle Umstehenden, welch ein Band, welch ein Rosenband sich wov aus der Hauptstadt des südlichsten Kronlandes hinauf in das Rosenschloß im nördlichsten Kronlande. Man wußte bisher nicht viel von diesen drei Kindern. Allein man wußte das Beste, das Glückliche, was man von Kindern wissen kann: Daß sie gute und liebevolle Eltern hatten.

Und man wußte von ihnen, daß sie die Kinder des Mannes waren, der, dem Throne am nächsten stehend, berufen schien, Kaiser eines ehrwürdigen Reiches zu werden. Da lebten sie denn in der Vorstellung als die Kinder des Kaisers, und alles Liebliche, was man von ihnen vernahm, freute einen doppelt, weil es solch hochgestellte Kinder, die höchsten Kinder des Reiches betraf, und über alle Züge ihrer kindlichen Güte war man doppelt glücklich, weil ja die Kinder, die solche Güte zierte, kaiserliche Kinder waren. Die Höhe ihrer Stellung erhöhte in unserem Empfinden ihr Glück und ihre Güte.

Mit zwei leichten Drucken auf das Zügel eines Revolvers hat der Verbrecher den Platz dieser drei Kinder zurückgeschoben aus der ersten Reihe, weit zurück . . . Sie sind nicht mehr die Kinder des künftigen Kaisers. Sie sind begüterte Prinzen, werden ein paar prächtige Schlösser besitzen. Und sind im übrigen Waisenkinder. Sie haben keine Eltern mehr. Gewiß, ihre trefflich begonnene Erziehung wird nicht ins Stocken kommen, wird keinen Abbruch erleiden. Alle menschenmögliche Sorgfalt wird ihnen zuteil werden, dafür bürgen die Namen ihrer Verwandten, ihres Vormundes. Dafür bürgt ganz Oesterreich, dieses Oesterreich, das an diesen Kindern eine Dankeschuld, eine Ehrenschild abzutragen hat. Allein dieses vermag nicht einmal für Augenblicke den Gedanken zu überläuten, daß ihnen die besten Eltern geraubt worden sind, die Kinder dieser Erde zu haben vermögen. Ihre Habe wird treu verwaltet werden, für ihre Zukunft wird unermüdetlich gesorgt werden. Ihre Eltern aber bleiben tot. Versiegt bleibt auf ewig dieser Strom der kostbarsten Liebe, welche diese Erde kennt, der Elternliebe. Fast ohne Interesse liest man die Ziffern, welche den Geldwert ihrer Erbschaft anzeigen. Zifferlos ins Unendliche flutend ist der Wert ihres Verlustes.

Was wird aus diesen Kindern werden? Die Knaben können Soldaten, das Mädchen kann die Mutter von Soldaten werden. Größe und Heldhaftigkeit raucht ihnen ja im Blut. Die Zukunft Oesterreichs wird wahrhaftig Soldaten brauchen.

Als die Kinder zur Audienz beim Kaiser fuhren, wurden sie von einer vieltausendköpfigen Volksmenge auf allen Straßen erwartet und begrüßt. Dieses stumme Winken, diese lautlosen Gebärden. Hinter denen Stürme von bewegtester Leidenschaft sich verbargen, waren wahrhaft erschütternd. Ein Gedanke, der nicht ganz frei war von einer Art Schuldbewußtsein, beherrschte die ganze Menge, etwa dieser: „Hätten wir den Vater dieser Kinder nicht zu unserem Kaiser machen wollen, so hätten diese Kinder ihre Eltern nicht verloren.“ Nun fühlen sich alle diese Leute den drei fürstlichen Waisenkindern irgendwie verpflichtet.

Sie werden, so lange sie Kinder bleiben, die geliebtesten Kinder dieses Reiches sein. Sie sind die Waisenkinder ganz Oesterreichs.

Erziehungsgrundsatz.

Der Wunde vorbeugen ist besser, als die Wunde verbinden und heilen. Dem Fehler vorbeugen ist besser, als den Fehler verbessern. Dies war ein Hauptgrundsatz Don Boscos, des großen Erziehers. Dein Kind soll weise und liebevoll behandelt und überwacht werden, daß es fast in die Unmöglichkeit verkehrt wird, einen Fehler zu begehen. Dieses Verfahren erstickt das Böse im Keime. Es schwächt die erste Versuchung zum Bösen. Das Kind wird fest im Vertrauen zu demjenigen, der es warnt, der es gut machen will, der es vor Strafen schützt.



Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen in Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erblitten wir uns tags vorher.

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen
Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik und Ratgeber für Landwirtschaft etc.
Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei in Sulda.
Nr. 32. Sonntag den 9. August 1914. 31. Jahrg.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Zehnter Sonntag nach Pfingsten. — Der Schlüssel der Barmherzigkeit. — Was die Stunde heischt! — Aus dem Kalender der Woche. — Ein Verleugung. — Im Brennpunkt eucharistischer Liebe. — Zeitliche Entschiedenheit. — Kampf für's Vaterland. — Mutig vorwärts. — Meilei über Aindererziehung. — Eine christliche Mutter von damals. — Zur Mobilmachung. — Wunsch. — Eine Mutter, wie sie sein soll. — Splitter.

Wochentalender.

- Sonntag, 9. August, 10. Sonntag nach Pfingsten.
- Montag, 10. August, Laurentius, Martyrer.
- Dienstag, 11. August, Tiburtius und Susanna, M.
- Mittwoch, 12. August, Klara, Jungfrau.
- Donnerstag, 13. August, Oktav von Laurentius; Hippolyt und Cassian.
- Freitag, 14. August, Vigil von Himmelfahrt. Wigbert, Abt.
- Sonntag, 15. August, Maria Himmelfahrt.

Zehnter Sonntag nach Pfingsten.

Das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner.

Evangelium Luk. 18, 9—14.

In jener Zeit sprach Jesus zu einigen, die sich selbst zutrauten, daß sie gerecht seien und die übrigen verachteten, dieses Gleichnis: Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten. Der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stellte sich hin und betete bei sich selbst also: „Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Heuchler, Ungerechten, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner! Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich besitze.“ Der Zöllner aber stand von fern und wollte nicht einmal die Augen zum Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht; denn ein jeder, der sich selbst erhebt, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.

Der Schlüssel der Barmherzigkeit.

Wie die Raupen in einem Krautgarten waren die Sünden im Herzen des Pharisäers. Habgucht und Genußsucht, Uebervorteilung und Betrug haften darin wie Stürme auf dem Hochgebirge. Da trauen wir kaum unseren Ohren, wenn wir die Worte des Heilandes vernehmen: Dieser ging gerechtfertigt von dannen! — die Sünden wurden ihm vergeben, die Strafen erlassen. — Woher diese liebevolle Behandlung, diese schnelle Begnadigung? Der Zöllner hatte eben den Schlüssel der Barmherzigkeit gefunden: und das ist die Demut. Seht, er bringt es nicht über sich, sein böses Treiben auch nur mit einer einzigen Silbe zu entschuldigen. Und doch hätte es der faulen Ausreden gar viele gegeben: das Geschäft hat es mit sich gebracht; muß man den Zoll erheben, so kommt nicht viel darauf an, wenn man ein paar Groschen mehr eintreibt, als es macht nach dem Gesehe; das ist so schlimm nicht, und alle anderen tun es ja auch; zudem ist es kein Vergnügen, den ganzen Tag an der Zollbank zu

sitzen, den Schmugglern und Betrügnern auf die Finger zu sehen, den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen; soll man da immer nur an die Staatskasse denken, und nicht auch an den eigenen Geldbeutel?

Solche und ähnliche Ausreden waren indes unserm Zöllner vollständig fremd. Offen und frei gesteht er seine Schuld, schlägt an die Brust mit den erschütternden Worten: O Gott, sei mir armen Sünder gnädig!

Der Heiland ist selber demütig gewesen, und er liebt und belohnt die Demut. Bedenke, welches Wunder für den Sohn Gottes nötig war, um sich die Möglichkeit der Demut zu verschaffen. Der hl. Paulus deutet es an mit den bekannten Worten im Epheserbrief: Obwohl er in der Gestalt Gottes war und es nicht für Raub hielt, Gott gleich zu sein, so hat er dennoch sich selbst entäußert und Knechtsgestalt angenommen; er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode. Eph. 2, 5.

In der Demut hat der Heiland unsere Missetaten auf sich genommen und ist vor seinem himmlischen Vater als Sünder erschienen.

Zur Demut gehört, daß wir die Sünde erkennen, sie uns selbst zuschreiben, deren Strafe willig auf uns nehmen. Wie aber manche Henne ihre Eier in fremde Nester legt, so schiebt auch mancher Mensch die Schuld seiner Verirrungen auf andere. Einem Geistlichen wurde einst ein Herr anvertraut, der durch Trinken und Bummeln weit heruntergekommen war. Jeweils 8—14 Tage lebte der junge Mann ganz tadellos. Dann aber ließ er sich bezaubern vom Teufel Alkohol, zertrümmerte seine heil. Vorsätze, verschwendete unheimliche Summen, machte die tollsten Streiche. Anstatt aber seinen unseligen Zustand und seine traurige Lage seinem Leichtsinn zuzuschreiben, schleuderte er Anklagen auf andere: meine Eltern haben mir zu viel nachgesehen, haben mir zu viel Beid unter die Finger gegeben; mein Vater hat mir keine Unterhaltung verschafft, und so entschädigte ich mich bei meinen Freunden, die mich so weit gebracht haben. — Bei diesem Mangel an Selbsterkenntnis war natürlich jede Heilung ausgeschlossen, und der bedauernde Mensch sank immer tiefer.

Ganz anders der Demütige. Wie man die Kohlen im Schacht der Erde sucht, so sucht und findet der Demütige die Verschuldung immer in seinem eigenen Innern. Denke an Tobias. Mitten unter den heidnischen Greueln hielt er tapfer an allen Satzungen des Judentums. Sein Tisch war gedeckt für die Armen, seine Hand ausgestreckt nach den Dürftigen. Entgegen dem Gebot des assyrischen Königs und mit eigener Lebensgefahr bestattete er die Toten. Aber trotz seiner hohen Tugend und herrlichen Taten sollte eine Prüfung über ihn kommen: aus einem Schwalbennest fiel warmer Kot auf seine Augen, daß er erblindete. Tobias aber klagte weder des Schicksal noch den Willen Gottes an, sondern

schrieb alles Unheil seinen und seines Volkes Sünden zu. Höre das ergreifende, demutsvolle Gebet dieser edlen, demutsvollen Seele: Gerecht bist du, o Gott, und gerecht sind alle deine Gerichte, und alle deine Wege sind Barmherzigkeit, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit. Und nun, o Herr, gedente meiner und nimm nicht Rache an meinen Sünden und gedente nicht meiner und meiner Eltern Missetaten. Denn weil wir deinen Gesetzen nicht gehorchten, darum sind wir hingegeben zum Raube und zur Gefangenschaft und zum Tod und zum Lustspiel und zum Gespötte den Heiden allen, unter die du uns zerstreut hast. Ja Herr, groß sind deine Gerichte, weil wir nicht gehandelt haben nach deinen Vorschriften. (Job. 3)

Als in Mailand Tod und Pest durch die Strafschlichen, da lehnte der große Bischof Karl Borromeo seine unschuldige Haupt an die Wand, weinte bitter Tränen und sprach: bin ich vielleicht selber Schuld an dem Unglück und an der Pest?

Greife, mein Christ, zu diesem Zauberschlüssel, der die Schatzkammer der göttlichen Barmherzigkeit aufschließt, gebrauche ihn in Sündenelend und Leidensnot. Hast du gefehlt, so suche nicht nach einem Sündenbock, auf den du die Schuld ladest, sondern klopf an deine Brust und sprich: ich bin der Täter, ich bin der Sünder; hast du auf deinem Felde eine Mißernte zu verzeichnen, zerstört ein Hagelschlag die Frucht deiner Arbeit, muß dein Geldbeutel bluten unter einem geschäftlichen Zusammenbruch, fällt dir ein Stück Vieh im Stalle, hast du oder haben deine Angehörigen Krankheiten dazuzumachen, oder trifft dich sonst ein fogen. Unglück, dann lehne dich nicht auf wider Gott und frage nicht in törichtem Hochmut: wo habe ich das verdient? sondern schlage an deine Brust und denke: durch meine Sünden und Treulosigkeiten habe ich diese Rute mir selbst gebunden. Dann wirst du die Leiden mehr als ein Zeichen göttlicher Liebe denn als Zeichen göttlichen Zornes auffassen. Sankt Laurentius weinte ja, weil er fürchtete, seine Sünden würden ihn des Martyriums unwürdig machen. Und erst als sein Bischof ihm die Versicherung gab, nach drei Tagen wirst du mir in den Tod folgen, da versiegten seine Tränen. Bei dieser Auffassung werden aus dem Dorngebüsch irdischer Leiden die Rosen göttlichen Wohlgefallens und himmlischen Segens dir erblühen gemäß der goldenen Mahnung des Apostelfürsten: demütigt euch unter Gottes gewalige Hand, damit er euch erhöhe am Tag der Heimführung. (1 Petr. 5, 6.)

Was die Stunde heischt!

Krieg, das ist heute das Lösungswort, das auf allen Lippen schwebt. Mit Blitzesschnelle ist es an den telegraphischen Drähten nach allen Seiten hingedrungen, es hat die Herzen aller eingenommen und mit ihm ist in tausend und tausend Herzen, wo bisher sorgenlose Ruhe herrschte und frohe Hoffnung und beglückende Freude die Sorge eingekehrt und die

Bekümmernis und die Angst und bitteres Weh. Und zu ihnen wird sich, je mehr nun nach und nach das ergreifende Wort Leben und Gestalt gewinnt und sich entwickelt und entfaltet und sein tausendfaches Wehe offenbart, das Leid gesellen und die Trauer und der Gram und die Tränen und die Not und der Jammer und das Elend.

Krieg, grauenvolles Wort!

Und vollends ein solcher Krieg, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat, zwischen Völkern, die nach Millionen und Abermillionen zählen, mit solchen Heeresmassen, mit solcher Fertigkeit und Gewandtheit, mit solchen Kriegsapparaten und mit solcher Leidenschaft!

O ja! Wer könnte da ohne Sorge, ohne Bangen der Zukunft entgegensehen? Wer fände nicht im Voraus schon sein Herz umrungen von Mitleid und Erbarmen über das Elend, welches ein solcher Krieg über Millionen bringen wird; von Betrübniß über das Verderben, welches er nur zu leicht über viel tausend Seelen herbeiführen wird?

Und was sollen wir tun?

Wir müssen uns ermannen! wir müssen christlich uns fassen. Wir dürfen nicht in den bangen Sorgen, nicht im Leid und Weh versinken; wir müssen uns den rechten Standpunkt gewinnen! O daran ist gar viel gelegen, daß der Christ der eben überall und stets Christ sein soll, den Standpunkt, den er in solcher Lage einnehmen soll, den christlichen Standpunkt, recht klar erfasse, um ihn dann mit der Gnade Gottes einzunehmen und treu einzuhalten. Je mehr er das tut, desto gesicherter ist seine Hoffnung und Zuversicht, daß auch in diesem an sich so schrecklichen Krieg das Wort sich bewähren wird: „Denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Besten“; d. h., der Herr lenket und wendet sie zu ihrem Besten.

Welches ist dieser Standpunkt?

Ohne Zweifel ist der Krieg an sich ein Uebel. Ist es nicht ein Uebel, wenn Menschen, sich gegenseitig zu Hunderten und Tausenden hinschlachten? Und dann das Leid und Wehe, die Not und der Jammer in seinem Gefolge. Und die Zerstörung, welche er nach allen Seiten anrichtet, Werke des Friedens, die in Jahrzehnten geschaffen sind, werden für lange Zeit, vielleicht für immer vernichtet! Und sieht man nicht fast immer Sünden und Ausschweifungen aller Art im Geleite des Krieges? Wenn daher die Kirche in ihren Bittgebeten zum Herrn fleht um Abwendung der Uebel, da hat auch der Krieg darunter seinen Platz. „Von Pest, Hungersnot und Krieg erlöse uns o Herr.“ Woher nun der Krieg? Von der Verkehrtheit der Menschen sagt du. Freilich, darin liegt die nächste Ursache. Aber könnte auch das, was von der Verkehrtheit und Bosheit der Menschen ausgeht, zustande kommen, wenn der Herr es nicht wollte? Hätte er nicht auch diesen Krieg verhindern können? Gewiß. Also ist dieser Krieg entstanden nicht ohne Gottes Zulassung. Das ist das erste, was wir im Herzen behalten müssen: Obwohl der nächste Grund des Krieges in der menschlichen Verkehrtheit, in dem Mißbrauch des freien Willens liegt, hat er doch seinen tiefsten Grund im hl. Willen Gottes und ist für alle eine Prüfung, die Gott will, die zu Gott führt.

Da bietet sich so leicht die Frage: Warum denn das? Es wäre das eine verwegene Frage, wenn wir dadurch Gott gleichsam zur Rede stellen wollten; sie ist es aber nicht, sondern ist gut und heilsam, wenn wir in Demut nach den Absichten Gottes forschen, um sie, wenn wir sie kennen, zur Erfüllung zu bringen. Also warum. Unser Glaube und der Hinblick auf die Art, wie Gott einst sein Volk Israel führte, läßt uns kaum zweifeln, daß der Herr diesen Krieg wenigstens auch darum zugelassen hat, um die Sünden der Menschen dadurch zu strafen. Ist denn aber eine solche Strafe heute auch nötig? Nun, wer die heutige Welt kennt, wird diese Frage nicht verneinen können. Mitten hinein in den immer mehr zunehmenden Unglauben und den Abfall von der Kirche und vom Christentum, mitten hinein in die hochgehenden Fluten der Sittenlosigkeit, die weite Kreise und Schichten der menschl. Gesellschaft erfasst hat, schwingt der gerechte Gott die Zuchtrute, die eiserne Zuchtrute des Krieges und da muß der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden. Aber bist du denn nicht auch schuldig, müssen wir nicht alle an die Brust schlagen und gestehen: „mea culpa“ meine Schuld! Und wenn wir mit den Augen des Glaubens unsere Sünden betrachten, wenn wir erwägen, daß der große Gott für jeden sündhaften Gedanken uns zur Rechenschaft ziehen wird, willst du dann zu behaupten wagen, das Wehe des Krieges, wie es nun über dich kommt, groß oder gering, sei eine zu schwere Strafe

für deine Sünden. Darum, das ist das zweite, entschließe und bestrebe dich, alles Unangenehme, alle Opfer, alle Verluste, alles Leid, allen Schmerz, so der Krieg bringt, im Geist der Ruhe für deine bisherigen Sünden anzunehmen. So will's Gott. Und er hilft, wenn du ihn bittest, auf daß du es vermögst. So wird der Krieg und sein Wehe für dich ein Fegfeuer, vielleicht peinlich genug, aber bei weitem nicht so peinlich, wie das Fegfeuer nach dem Tode. Und weiter: Halte Gott zum Freund und bete. Darüber noch einige Worte am nächsten Sonntag.

Aus dem Kalender der Woche.

Die Ehrlichkeit. (St. Johannes Berchmanns.)

Womit spielt denn der Nehmer Fritz dort in der vorsehten Bank? fragt während der Religionsstunde der Pfarrer, der den tändelnden Schüler schon eine längere Weise beobachtet hat.

„Mit einem Apfel!“ antworten die Banknachbarn.

„Gerausbringen!“ — — — —
Mit sichtlichem Widerstreben gehorcht Fritz und legt den Apfel auf den Tisch. Der obstkundige Pfarrer wirft einen Blick darauf und schon weiß er alles. Vor ihm stand der Dieb, der dem Pfarrgarten einen Besuch abgestattet hat, ohne erwischt zu werden. Jetzt liegt der Beweis da. Diese Sorte Apfel findet sich im ganzen Dorf nicht, als nur im Garten des Pfarrhauses.

„Woher hast du den Apfel?“
„Belommen.“
„Von wem?“
„Von der Mutter.“

In den letzten Bänken zeigen einige Hände empor.
„Was gibst?“

„Bitte, er hat vor dem Unterrichte gesagt, daß er Apfelholt und ist über die Mauer bei Ihnen geklettert.“

„Wart', Fritz, das werd' ich deiner Mutter sagen! Sehen!“

Fritzens Mutter hilft ab und zu der Pfarrhauswählerin bei der Arbeit. Wie sie nachmittags erscheint, ruf's aus dem Fenster des Pfarrherrn:
„Nehmerin, kommt einmal rein!“

Das Weib folgte dem Rufe und steht schon in der Tür des Zimmers.
„Guer Fritz ist ein Dieb.“

„Wieso denn, Herr Pfarrer?“
„Er hat bei mir einen Apfelbaum halb abgeleert und bringt die Äpfel in die Schule mit.“

„Das kann schon sein, Herr Pfarrer, man kann doch nicht den ganzen Tag bei den Jungen sein; aber das hab' ich noch nicht gehört, daß man ein Dieb ist, wenn man ein paar Äpfel vom Baum nimmt!“ Und schon ist sie zur Tür hinaus.

Der Pfarrer schüttelt sein Haupt. Solche Grundsätze! Jetzt wird ihm manches klar . . .

Die Begriffe von Mein und Dein sind tatsächlich nicht bei allen Menschen gleich. Der Golddieb sagt leichtfertig: „Unser Herrgott läßt den Wald auch für die Armen wachsen,“ und ebender selben Meinung ist auch der Wilddieb betreffs des Wildes. Und der Mann, der sich Kaninchen hält, ohne eine Handbreit Grund und Boden zu haben, dieselben also aus andern Leuten Besitz nährt, und der Fischliebhaber, der insgemein zur Nachtzeit in fremden Revier sichtet, und der Weber, der Nestle für sich behält, so daß sein Heim bald einer kleinen Schnittwarenhandlung ähnlich sieht, und der Schornsteinfeger, der im Kamin des Bauernhauses ohne Bewillensbisse einige Würste zu sich steckt, sie huldigen alle denselben unklaren und unbestimmten Anschauungen über das Eigentum.

Der einzige, richtige Grundsatz ist der: „Was nicht dein ist, rühr nicht an,“ und sei's eine Stecknadel oder etwas noch Geringeres. Und diesen Grundsatz, auf dem sich gewiß von selbst Ehrlichkeit und Ehlichkeit aufbauen, sollten die Eltern ihren Kindern einzuprägen nicht müde werden. Und bringt ein Kind etwas nach Hause, dessen redliche Herkunft zweifelhaft ist, dann mag der Vater oder die Mutter es sich angelegen sein lassen, der Sache auf den Grund zu gehen. Die erste nachgewiesene Unehrllichkeit soll strenge Strafe

finden, damit von allem Anfang an der schlimme Gang unterdrückt werde; das kann allerdings nur von Eltern geschehen, die selbst pünktlichster Ehrlichkeit sich befleißigen, sonst würde das bestrafte Kind gar bald herausfinden, daß ja die Strafenben selbst es nicht allzu genau nehmen.

Die Heiligenlegende der kommenden Woche zeigt uns ein Lebensbild des seligen Johannes Berchmanns, dessen Fest am 13. August gefeiert wird, einen Jüngling mit zartem Gewissen betreffs fremden Eigentums. Als er einmal mit seinen Genossen in den Weingarten des Klosters ging und sie über einen Fußweg kamen, der mit Haselstauden eingezäunt war, bemerkte ein Klosterknecht eine Nuß an einer Staude und pflückte sie; der Gärtner aber hatte die Haselnüsse bereits eingeheimst. Als bald sagte Johannes: „Was lust du da, mein Bruder?“ Nachher erwiderte der andere: „Wenn die Früchte bereits eingeheimst sind, so dürftest doch der Uebertrest dem gehören, der ihn eben findet; ich glaube, daß so etwas doch nicht verboten ist.“ Johannes ließ zwar diese Entschuldigung gelten, sagte aber doch: „Ich würde es doch nicht tun und nicht zu solchen Auslegungen meine Zuflucht nehmen.“

Man kann eben in diesem Punkte nicht zart genug sein.
Der Kalenderschreiber.

Ein Versehgang.

Aus dem Tagebuch eines Diasporavitars.

Es klopf an der Türe des Klassenzimmers, in dem ich gerade Religionsunterricht hielt.

„Was gibst's?“
„Es ist eben telephoniert worden, eine kranke Frau in S., nicht weit von der Bahnstation St. verlangt nach dem Geistlichen.“

Schnell überlegt, wann der nächste Zug fährt. Die Religionsstunde halte ich zu Ende; die zweite Stunde wird der Lehrer halten. Eilig werden die Vorbereitungen zum Versehgang getroffen. Der Zug 9.50 fährt mich mit dem Allerheiligsten auf der Brust nach der Station St. Eine Bahnfahrt von 31 Minuten.

Doch nach welcher Richtung des Himmels liegt der Ort S.? Wie weit mag es sein?

Im nächsten Hause — es war eine Gastwirtschaft — erhalte ich Antwort: über 2 1/2 Stunden Entfernung.

Mit dem Rad zu fahren, ist nicht möglich; der widrige Wind ist zu stark.

Nach halbständigem Warten in der Gastwirtschaft ist ein Wagen zur Stelle. Die Wagenfahrt beginnt; eine theophorische Wagenfahrt! Im schnellen Tempo geht's durch viele Dörfer, an Wiesen, wohlbebauten Aekern vorbei, zwischendurch Tannenwald.

Endlich ist S. nach 1 1/2 stündiger Fahrt erreicht. Wo wohnt die kranke Person? Da ist das Kaiserliche Postamt. Ich steige aus, erfrage und erfahre die genaue Adresse der Frau B. Zugleich telegraphiere ich an die Direktion der höheren Mädchenschule in S. . . . den an dem Nachmittage um 3 Uhr stattfindenden Religionsunterricht für die katholischen Schülerinnen zu verlegen, da ich zur angegebenen Zeit nicht zurück sein konnte. — Nun suche ich das Haus an der und der Straße mit der und der Nummer. Ich finde es. Die Türen stehen offen, ich gehe hinein, mache mich bemerkbar. Doch kein menschliches Wesen findet sich. Ich verlasse das Haus, suche im Hofraum und treffe endlich ein altes Mütterlein, welches mit Viehsüttern beschäftigt ist.

„Ist die kranke Frau B. . . hier? Ich bin der katholische Geistliche.“

„Ist gut, Herr Pfarrer, daß Sie da sind. Ich hab' Ihnen Nachricht geschickt. Es ist nämlich meine Schwester, die krank ist. Ich wohne auch schon lange Jahre hier und gehe alljährlich in der Osterzeit nach Br. . . zu den heiligen Sakramenten und dann vielleicht noch einmal im Jahre zur Kirche,“ und die Tränen standen der Frau in den Augen.

Seit langen, langen Jahren hatte an dieser Stelle kein katholischer Geistlicher gestanden. Die alte Mutter war hier alt geworden und boden-

ständig. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, be-
steige den Wagen und fahre nach Dorf S. . .
nochmals eine halbe Stunde; eine langgestreckte
Chaussee.

„Sehen Sie dort“, sagte der Kutscher endlich,
„jenes einsam gelegene Chausseewärterhäuschen?
Da wohnt die kranke Frau.“ —

Jawohl, ein ärmliches Haus, ein ärmliches
Zimmer, ein ärmliches Bett, ein ärmliches, 71
Jahre altes Mütterlein. Und der göttliche Hei-
land im allerheiligsten Sakramente, der gute Hirt,
er steigt hinab in armenhafte die Hütte zu seinem kranken
Schäflein.

Freudestrahlend streckte mir das alte Mütter-
lein die welken Hände entgegen. Andächtig emp-
fängt sie die heiligen Sakramente. Seit unge-
fähr 50 Jahren wohnt die Frau hieselbst. Ihr
Mann, ebenfalls aus katholischer Gegend, liegt seit
mehreren Jahren hier schon beerdigt. Wie Hand-
del und Wandel es so mit sich bringt, waren die
beiden hier sitzen geblieben. In gesunden Tagen
und jüngeren Jahren machten sie beide den Weg
von über vier Stunden öfters zur katholischen
Kirche in Bl. Nun wohnt sie bei ihrer Tochter und
den Kindern, die auch katholisch getauft sind und
katholisch erzogen werden sollen. Aber wie weit
vom nächsten katholischen Gotteshause, ohne katho-
lichen Religionsunterricht bei einem Alter von 10,
11, 12 Jahren! Das ist Diaspora. Nachdem
ich dieser kleinen, katholischen Gemeinde noch ent-
sprechende Belehrungen, Verhaltensmaßregeln und
tröstende Worte gependet, verließ ich das Haus.
Und heimwärts gieng auf holperigen Wegen durch
Wald, Feld und Dörfer. Unterwegs enthüllte
mir der Kutscher, daß er auch Katholik sei, der
einzige Katholik in St., der Bahnstation, der wir
zusteueren. Er war weit in der Welt gewandert,
seiner Religion treu geblieben, wie er sagte, zeigte
aber doch manche verschwommene, unklare Ansichten.

Am späten Nachmittage treffe ich wieder zu
Hause ein. In wenigen Stunden hatte ich viel
erlebt, viel Trost und Hilfe gebracht. Niemals
kommt es mir mehr zum Bewußtsein, wie unsag-
bar glücklich der katholische Christ in katholischer
religiös gut versorgter Gegend ist, als in solchen
Situationen.

Im Brennpunkt eucharistischer Liebe.

(Aus „Schauen und Beten“ Lourdes-Bilderbuch für
Krankenkinder von Jos. Zimmer, Pr. d. Diözese Fulda
Fuldaer Liebenbrüder.)
(Schluß.)

Was eine Fülle göttlicher Freude wird so in Lour-
des aus der immerwährenden Gottesverehrung gebo-
ren, wo jährlich Hunderttausende ihren verborgenen
Gott im Sakramente aufnehmen!

Und nach der süßen ersten Vereinigung, wie
schwimmt im Herz der Drang der Liebe! Wie ist man
bestrebt, daß ja keine Minute verloren geht, die man
dem guten Heilande widmen könnte.

Jeder Pilgerzug führt seine Scharen geschlossen
zur Generalkommunion. Und auch alle anderen, die
zur Mutter wallen, legen in der hl. Kommunion dem
eucharistischen Heiland ihr Herz zu Füßen. Erst dann
ist die Pilgerfahrt vollkommen, wenn sie die Liebe des
Herzens Jesu gelostet und wenn sie eingestimmt ha-
ben in den rauschenden Chor: Hochgelobt sei Jesus
in dem allerheiligsten Sakramente!

Ja, die anbetende Liebe, die brennt wie ein lo-
berndes Feuer an der hl. Stätte.

Da genügt der Tag nicht mehr. Da hallt auch
die Nacht wider von eucharistischen Klängen.

Jeder größere Pilgerzug hält es für seine Ehren-
pflicht, dem heiligsten Herzen Jesu eine nächtliche An-
betung zu weihen.

Wenn die ganze Welt in dem Schweigen der Nacht
versinkt, liegen Tausende in der Rosenkranzkirche vor
dem ausgelegten hochwürdigsten Güte auf den Knien
und beten an. Gebet wechselt mit Gesang. Von der
Anbetung und dem Lobpreis steigt das Herz zum
Dank, und vom Dank beugt es sich nieder zur Sühne
und hebt sich wieder empor in der flehenden Bitte.

Ja, da fühlt die gottminnende Seele sich einmal
ganz in ihrem Elemente. Gottes Lob und Preis, seine
Ehre und Verherrlichung ist ja des Menschen erha-
benste und letzte Bestimmung. Da tritt denn auch
die Welt von uns ganz zurück mit all ihren verwor-
renen Wünschen in das Dunkel der Nacht. Und auch

die Natur scheint ihre Ansprüche für diese Stunden
zurückzustellen, wo das Herz in göttlichem Banne
liegt. Die Müdigkeit schiebt unser Auge, es sprudelt
wie ein Morgentau immer neue geistige Frische auf
die Seele. Und diese Geistesfrische durchdringt auch
die Körperkraft.

Nun ist es zwölf Uhr.
Da steigt der Heiland ernst und feierlich zum
ersten Male an diesem Tage auf den Altar herab im
heiligen Opfer.

Mitternachtsmesse!
Sie ist das große Gastmahl, von dem die lechzen-
den Seelen genießen. Es wiederholt sich hier das-
selbe Schauspiel wie damals, als der Herr noch auf
Erden wandelte. Tausende waren ihm gefolgt, hatten
sein Wort angehört. Nun hungerten sie. Da brach
ihnen der Herr das Brot. Sie aßen und wurden
satt.

So hungern hier die Seelen nach dem lebendigen
Brot. Und der Heiland füllt mit seinem kostbaren
Leib und Blut die Herzen. Und sie werden satt und
der Seligkeit voll. Ja, diese Stunden muß man ver-
kostet haben, um all ihren seligen Reiz zu empfinden.

Sie bleiben wie unvergängliches Glück in der
Seele. Sie sind aber auch feste Bande, die uns an
den eucharistischen Heiland knüpfen.

Zu einer lieblichen Lourdes - Erinnerung wird
dann ferner auch die Grottenmesse!

Messe mit Kommunion an der Grotte sind von
einem besonderen Zauber umweht. In dieses bren-
nende Herz fällt wie Weihrauch der liebe Gedanke an
die Mutter so nahe.

Nun steigt als Weihrauchwölkchen aus dem Feuer
die Freude, in der hl. Kommunion auch dem Mutter-
herzen so seliges Glück zu bereiten. Und da wächst
der Eifer und die Liebe.

Ja, das sind würdige Kommunionen an dieser
heiligen Stätte, die auch in ihrer ganzen Seligkeit ge-
fühlt werden. Das Herz ist auf Mutterliebe gestimmt.
Und wie beim Kinde ist rückhaltlos unsere Hingabe
an Jesus, und Jesus senkt sich voll ins Herz des
Kindes.

Wundert ihr euch nun noch, ihr da draußen, daß
Lourdes so herrliche Geistesfrüchte trägt?

Die Liebe zum allerheiligsten Sakramente gräbt
sich tief in unsere Seele, wir wachsen hinein in dieses
lieblichende Herz des Gottmenschen. Und so schrei-
ten wir von der Stätte „tamquam leones ignem
spirantes, wie feuerschraubende Löwen,“ wie der hl.
Chrysostomus sagt, gerüstet zum Kampfe gegen eine
Welt von innen und außen.

So wird in Lourdes das Reich des Gottmenschen
ausgebreitet. Jene, die von dem Duell himmlischer
Kraft hinauszuweichen ins Leben, werden draußen der
Souvereität der Welt sein. Sie werden durch ihr vor-
bildliches Leben und Lieben auch eine gleichgiltige
Welt berühren und antegen.

Und so wird die ganze große Hoffnung auf Welt-
erneuerung, die der hl. Vater auf die Verehrung und
den würdigen und häufigen Empfang des allerheilig-
sten Sakramentes setzt, in Lourdes mit Grundgelegt.
Darum dürfen wir lobpreisend nach unserem lie-
ben Lourdes schauen und beten:

O Gott, erhalte es uns!

Zeitige Entschiedenheit.

Wie war sie so glücklich, einen tüchtigen jungen
Mann zum Gatten bekommen zu haben: er hatte
Geld, war geistreich, gesund und, was die Hauptsache
war, religiös gesinnt. Wie dankte sie dem lieben
Gott, da ihr Franz sie, als sie verlobt waren, jeden
Sonntag in die heilige Messe begleitete.

Es kam der erste Sonntag nach der Hochzeit.
Stolz schritt sie am Arm ihres Gatten einher, als sie
zum ersten Male wieder zur Kirche gingen. Sie
kamen zur Kirchthüre und hier war sie wie aus dem
Himmel gefallen, als der Gatte sagte: „Auf Wieder-
sehen!“ und sie allein lassen wollte. „Gehst Du nicht
mit mir hinein?“ sagte sie. „Nein.“ — „Hast Du
irgend ein dringendes Geschäft, das Dich abhält?“
— „Nicht, daß ich wüßte.“

„Aber, um Himmels willen, Franz. . .“ — „Es
ist bei mir Grundsaß.“ Und kräftig strich er sich den
Bart. Also, als Gatte ging er grundsätzlich nicht in
die Kirche, er, der als Verlobter es jeden Sonntag
getan hatte. Welcher Schmerz für die Gattin!

Doch, sie sammelte sich auf der Stelle und faßte
einen Entschluß. Sie bat ihn, mit ihr umzukehren. Zu
Hause angekommen, ging sie mit Eifer sogleich daran,
ihre Sachen einzupacken. „Aber was machst Du da,
Stephanie?“ — „Das siehst Du doch, ich packe ein,“
sagte sie äußerlich mit größter Ruhe, obgleich es in

ihre lochte. „Warum?“ — „Weil ich sofort zu meinen
Eltern zurückkehre.“ — „Aber, laß doch diese Kindererei
bleiben!“ — „Ah so, das nennst Du eine Kindererei!
Glaubst Du denn, daß ich noch eine Stunde länger
mit einem Heuchler und Lügner zusammenwohnen
werde?“ Und sie hielt ihm mit all der Eindringlich-
keit eines verwundeten Frauenherzens vor, wie er
als Verlobter sich so fromm gestellt habe. Er be-
schwor sie, indem er sich dabei sogar auf die Kniee
niederwarf, es doch nicht zu einem solchen Aergernis
kommen zu lassen.

Schließlich gab er nach und war zu allen Zuge-
ständnissen bereit. Sie nötigte ihm das Versprechen
ab, regelmäßig mit seiner Frau den sonntäglichen
Gottesdienst zu besuchen, was er auch noch an dem-
selben Tage ausführte. Ja, mit der Zeit erfüllte er
seine religiösen Pflichten mit wahren Eifer und wurde
der beste Familienvater.

Aber wie wäre es wohl gekommen, wenn die
junge Gattin am ersten Sonntage weniger entschieden
gewesen wäre!

Schutz in der Schlacht.

(Aus dem Kriegesleben.)

Die blutigen Schlachten von 1870/71 waren zu
Ende; schon rüstete man sich zur Heimkehr und in
froher Ungebild harzte manches Herz daheim dem
Augenblicke entgegen, wo der Sohn, der Bruder, der
Mann, der Vater heimkehren sollte. In diesen Ta-
gen fuhr Schreiber dieser Zeilen mit einem Kauf-
mann aus N. eine Straße Weges in der Post. Das
Gespräch wendete sich selbstredend bald auf die glück-
liche Vollendung des Krieges und auf die Heimkehr.
Der Kaufmann hatte auch seinen einzigen Sohn zur
Armee abgeben müssen und trug einen Brief be-
i sich, den er soeben erhalten hatte. Er las ihn — auf
Erzuchen — vor. Der Sohn hatte in einer Schlacht
im heftigsten Feuer gestanden, umfaßt von den feind-
lichen Geschossen; zur Rechten und zur Linken hatte
er seine Kameraden fallen sehen; seine Waffenstücke,
seine Kleider waren von den Kugeln durchlöchert
worden; den Weg auf ihn selbst hatte nur eine Kugel
gefunden; aber sie war an einem harten Gegenstande
abgeprallt, nur einen heftigen Schmerz hinterlassend!
So war er wohlbehalten aus dem Schlachtgetümmel
hervorgegangen. Und wie? Der Vater, ein eben so
guter Katholik, als kernhaft und entschieden in seinem
ganzen Wesen, hatte, so erzählte er, seinem Sohne,
als er beim Abschiede wehmütig geworden, Mut
eingesprochen und ihn, während er auf ein Skapulier,
welches er ihm vermittelt hatte, hinwies, ermahnt,
er sollte sich täglich in den Schutz der heil. Jungfrau
empfehlen und, wenn es in eine Schlacht gehe, wenig-
stens durch ein Ave Maria mit Rücksicht auf sein
Skapulier sie vertrauensvoll anrufen. Dann solle er
guten Mutes sein. Daß er sich gut aufführe, sehte
der Kaufmann hinzu, hab' ich ihm nicht noch be-
sonders gesagt; er ist ein zu braver Junge. — Der
Sohn hatte die Ermahnung des Vaters wohl behalten
und das, meinte er in seinem Briefe, habe ihn ge-
schützt und gerettet. — Wir zweifeln nicht daran.
Aber sicher hatte auch der Vater daheim durch sein
Gebet zur hl. Jungfrau sein Teil dazu beigetragen.
Die Macht der Fürbitte der hl. Jungfrau ist groß;
der Schutz des Herrn allmächtig. —

Kampf für's Vaterland.

Zu Beginn des amerikanischen Freiheitskampfes
elkten Freiwillige von allen Seiten herbei. Von
einem Jäger Joh. Stark wird erzählt, daß er fünf
Minuten, nachdem er die Nachricht vom Kriegsaus-
bruch erhielt, von seinem Gute gegen Boston jagte
und auf dem Wege überall die Freiwilligen zum
Zuge mitriß. Gabriel Putnam, der in den Indianer-
kriegen den Rang eines Obersten erworben, pflügte
mit seinem Sohn auf dem Felde, als er die Nachricht
vom Krieg erhielt. Er sandte den Knaben mit den
Ochsen nach Hause und eilte, wie er ging und stand,
nach Boston, um sich dem Vaterland zur Verfügung
zu stellen.

Mutig vorwärts

Scheut nicht die Nacht! Das ganze Meer bricht sich
In einer einzigen süßen Felsenklippe.
Scheut nicht die Uebermacht! Und gehen hundert
Von ihrer Zahl auf einen Mann von uns;
Gott ist mit uns und seine heil'gen Engel.

(Körner, Briny.)

Nur in schwülen Prüfungsstunden
Sproßt die Palme, die den Sieger krönt.

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Kindererziehung.

Lose Blätter von einem alten Prattikus.

Die Zuchtmittel.

(Fortsetzung.)

Das richtige Strafen, sagten wir, ist eine große Kunst. Niemand soll man in der Uebereilung, unbesonnen gedankenlos oder gewohnheitsmäßig strafen. Das geschieht mit dem Stock seltener, dagegen ungemein häufig mit der Hand. Ich meine da zunächst das sogenannte „patschen“. Besonders die lieben Frauen sind es, die so gern „patschen“. Es gibt Frauen genug, die fast nie ein Gebot oder ein Verbot geben, ohne mit der geraden oder umgekehrten Hand dem Kind, dem's gilt, eins auszuwischen. Nicht gerade hart, nicht besonders schmerzterregend, nicht aus einer besondern Absicht, — vielmehr rein mechanisch, geradezu geschäftsmäßig: „Laf das“ — patsch, — „Hör auf“ — patsch, — „Wo warst du denn?“ — patsch! Ja, warum denn und wozu denn? So was macht gar keinen Eindruck, so wenig angenehm es dem Empfänger sein mag. Es macht aber gleichgültig, stumpft ab und trägt sicher nicht dazu bei, das Ansehen der Mutter oder die Anhänglichkeit des Kindes zu erhöhen. Blumen, die man zu oft gießt, versauern, — seltener, aber dann durchdringender, das ist's! Eine kräftigere Auflage der „Patschen“ sind die Ohrfeigen. Sie lassen sich ohne Umständlichkeit gleichsam mit Bequemlichkeit beibringen, wenn die eigene Hand und der Kopf des Kindes einander nahe sind. Dieses Ohrfeigengeben ist aber schädlich für Leib und Seele des Kindes. An den Kopf geschlagen werden, kann dem Gehör oder selbst dem Gehirn des Kindes Schaden bringen; es heißt die menschliche Würde verletzen, den edelsten Teil des Leibes zu schlagen; zugleich ist das Ohrfeigengeben niemals eine besonnene und gerecht abgewogene Strafe, sondern nur der Ausbruch von augenblicklichem Zorn oder Aerger, der sich damit abladen will. Das fühlt auch das Kind und sieht in der erhaltenen Ohrfeige niemals eine wohlverdiente Strafe, sondern mehr die unbefehliche üble Stimmung dessen, der sie spendet. Dieser aber gewinnt dadurch weder an Achtung noch an Liebe bei den Kindern. Wenn andere Strafen recht wohl in vernünftiger Absicht und zum Nutzen des Kindes gegeben sein können, so kann solches niemals von den Ohrfeigen voraus gesetzt werden; daher läßt sich keineswegs bezüglich der Ohrfeigen anwenden, was, wie wir in der vorigen Nummer ausführten, sonst bei Strafen so ratsam ist, nämlich dieselben zu verschieben mit der Erklärung: „Du wirst morgen deine Ohrfeige bekommen.“

Also nicht gedankenlos und ohne Ueberlegung strafen.

Um Gottes willen auch nicht „summarisch“. Ein Freund erzählte gelegentlich immer wieder einmal, wie seine Mutter ihn oder seine Geschwister im Bedarfsfalle in das abseits liegende stille Studierzimmer des Vaters geschoben habe, wortlos ohne Erläuterung. Der in seinen Arbeiten gestörte Vater sprang auf, holte irgendein Pfeifenrohr, legte den Störfried übers Knie, prügelte ihn durch und schob ihn wieder zur Tür hinaus. Keine Frage nach dem Warum und Wieso? Keine Unterscheidung schwerer und leichterer Sünden, — sondern ein für allemal, wer „in Vaters Stube kam“, wußte, was ihm bevorstand und erhielt sein Traktament. Wenn auch diese Geschichte nach zwanzig Jahren mit einem gewissen Humor zum Besten gegeben wurde: eine gewisse Bitterkeit lag doch in der Erzählung über die Beurteilung und den Strafvollzug ohne Verhör und Beweisaufnahme. Hierbei können wir gleich ein Wort sagen über das leider in Dorf und Stadt so beliebte Drohen mit dem Vater. „Wart, wenn der Vater heimkommt“. Es wird wenig Frauen geben, die das nicht schon gesagt haben. Nehmen wir an, die Mutter sagt es wirklich dem Vater — oft ist das Wort nur eine leere Drohung und das ist noch schlimmer — und der Vater straft daraufhin wirklich das Kind. Dann ist die Sache meistens schon schief. Das Maß der Strafe wird der Unart, die der Vater ja nur vom Hörensagen kennt, meistens nicht angemessen sein. Das Ansehen der Mutter leidet nicht wenig, ohne daß das des Vaters sich hebt, denn er wird dadurch zum Büttel erniedrigt. „Hau dir deine Buben selber“, habe ich einmal einen Mann seiner Frau antworten hören, die ihn gegen die bösen Buben zu Hilfe gerufen hatte, „wenn sie ungezogen

zu mir sind, hau ich mir sie auch selber“. Ganz recht hatte er. Warum soll denn die Mutter nicht Herr sein über ihre Kinder, wie der Vater? Weil sie eine Frau ist? Ja, was wird einer Frau sonst alles zugemutet! Was soll sie können und leisten! Und da soll sie, da doch das Kind vom ersten Lebenstag an ihr in die Hand gegeben ist, die die Möglichkeit der Beeinflussung weit mehr in der Hand hat, als der durch Berufsarbeiten tagsüber anderweitig und meist auswärtig beschäftigte Vater — da soll sie den Vater anrufen, wenn das Kind gehorchen und artig sein soll. Nein, ihr Mütter nehmt selbst das Werk der Erziehung in die Hand und ruft niemand zu Hilfe, wenn ihr allein fertig werden könnt, und gebt euch nicht das Armutszeugnis, als ob ihr eure Kinder nicht selbst ziehen könntet. Ihr könnt, wenn ihr wollt. Ist es denn wahr: „Schwächeit dein Name ist Weib?“ Ist denn die körperliche Stärke das Ausschlaggebende in der Erziehung? Ja, wenn wir so weit kommen, wie jener alte Vater, der mir die Unart seines Sohnes so erklärte: „Ja, wissen Sie, Herr Pfarrer, er wird mir zu stark, ich packen nit mehr“, dann sind wir mit unserer Erziehungs Kunst zu Ende. Von den großen Männern unseres Volkes sagt man, daß man ihnen ihre Mütter anmerke und die Namen der Mütter der großen Männer aller Zeiten werden in hohen Ehren genannt, weil man einen nicht geringen Teil der Größe ihrer Söhne ihrem Einfluß zuschreibt. Es können nicht alle Mütter solche Söhne ziehen, aber alle können sich ihrer Frauenwürde und Mutterpflicht bewußt sein und gute tüchtige Kinder ziehen, gehorsame und brauchbare Leute aus ihnen machen helfen. Und heißt es denn nicht dem Vater Ungehöriges zumuten, wenn er müde abends heimkommt und mit Weib und Kinder fröhlich sein will — wenn er sich darauf freut, nun im Kreise der Seinen des Tages Last und Aerger vergessen zu können, daß er dann Strafgerichte halten und Bütteldienste verrichten soll. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß die Mutter schlimmere Unarten der Kinder dem Vater verheimlichen soll.

Noch eine andere Art summarischen Verfahrens ist mir aus meiner Jugend in Erinnerung. Da wohnten in der Nachbarschaft im Hinterhaus zwei 10—11jährige Buben, die jedesmal Freitags den unwillkürlichen Drang in sich fühlten, irgendeine Heldentat zu tun. Bald war es eine Fensterscheibe, bald eine Laterne, die sie zerschlugen; einmal prügeln sie ohne jede sittliche Veranlassung des Hausherrn Einzigen, ein andermal öffneten sie den Wasserhahn in der Waschküche, so daß da unten eine richtige Ueberschwemmung entstand. Und alles offenbar nicht, weil es ihnen an sich Freude gemacht hätte, — sie waren wirklich gute Jungen —, sondern, wie sie oft genug sagten, weil sie ihre „Wochenschläge“ verdienen wollten. Das verstand ich nicht, bis ich sie einmal am Samstag abend heimbegleiten konnte. Als sie zu Nacht gegessen hatten, mußten sie antreten, die Mutter nahm ein kräftiges Röhrchen und wickelte auf die Buben los, so weit die Kraft reichte. Und die Schläge begleitete sie taktmäßig mit den Worten: „Das ist für die Woch! Das ist für die Woch!“

Also ja nicht summarisch.

Eine christliche Mutter von dazumal.

Meine Mutter war verwitwet und hatte vier kleine Kinder. Eines Tages waren wir, zwei Brüder und ich, ungehorsam gewesen; die Mutter ergreift die Rute und schwingt sie. Wir beugen den Rücken — aber der Sturm entladet sich nicht. Wir sehen, wie sie die Rute fortlegt mit dem Worte: „Nein, heute nicht, ich bin im Zorn.“ Der nächste Tag ging ruhig vorüber und wir glaubten schon, alles sei vergessen. Aber Welch eine Täuschung! Am dritten Tag waren wir noch im Bette, als die Mutter mit der schrecklichen Rute vor uns hintrat und sagte: „Gestern war ich noch erregt, aber heute kann ich euch strafen, daß es euch nicht. Also, kommt nur her.“ Und wir bekamen einen ordentlichen Denzettel.

Die Mutter beharrte auch bei den Erwachsenen das Ansehen, das sie sich schon bei den Kindern erworben hatte. Eines Sonntags abends wollte mein ältester Bruder auf eine Stunde mit ganz unbescholtenen Freunden ausgehen, aber die Mutter gab keine Erlaubnis. „Wenn das so weiter geht, gehe ich davon“, sagte er mürrisch. Aber er bestand nicht auf seiner Bitte und ging zu Bett. Beim Erwachen am nächsten Morgen aber fand er auf einem Stuhl zusammengelegt zwei Hemden und seine Kleidungsstücke. „Schau, was ist das?“ — „Das, das ist Dein Bündel. Mach Dich nur fort. Du gehörst nicht mehr hierhin.“ —

„Aber . . .“ „Nein Aber!“ Es gab keine Widerrede. Traurig schnürte er sein Bündel und kam uns Lebewohl zu sagen. Wir schickten uns an, ihn zu begleiten. „Bleibt hier“, sagte die Mutter, „niemand geht mit, nicht einmal bis zur Tür.“ Keiner rührte sich mehr, aber uns allen schwoll das Herz.

Am Abend gegen 9 Uhr, während wir beteten, trat er wieder zur Tür herein, aber niemand gab ihm einen Willkomm. Am folgenden Tag ging es ebenso, man schien seine Gegenwart nicht zu bemerken. Wir gingen alle aufs Feld hinaus und ließen ihn allein im Zimmer, den Kopf in die Hände gestützt. Am zweiten Tag, als die Mutter jedem seine Tagesarbeit auftrug, wagte er die Frage: „Und ich, gibst Du mir nichts zu tun?“ — „Wenn Du gelernt hast, zu gehorchen, wirst Du etwas zu tun bekommen.“ — „Mutter, ich schwöre, Dir zu gehorchen.“ — „Immer?“ — „Ohne Widerrede?“ — „Ohne Widerrede.“ — „Gut, dann gehe wieder an Deinen Platz!“ Und er war damals 22 Jahr alt. Wäre er 30 Jahre alt gewesen, wäre es ihm ebenso ergangen. Die Empfindlichkeit unserer Tage würde sich freilich sehr wehren gegen solche von einer Mutter gegenüber ihren Söhnen angewandten Mittel, trotzdem hatten sie ihr Gutes, wenn wir sie beurteilen nach den Menschen, die diese Art der Erziehung hervorgebracht hat.

Zur Mobilmachung.

Gar manches Vater- und Mutterherz ist jetzt in tiefes Leid versenkt, weil ein Sohn, so herzlich geliebt und vielleicht die einzige Stütze der alten Tage, mit in den Krieg ziehen muß. So ging's auch im Jahre 1870 einem Vater; schon mancher schwere Schlag hatte ihn getroffen und nun mußte der Sohn mit ins Feld. Das traf ihn fast zu hart; sein Herz war voll Trauer — eine Träne perlte in seinem Auge. Schon wollte er zagen, da fiel ihm plötzlich und ganz eigentümlich das Wort des Herrn ein: „Soll ich den Kelch nicht trinken, den der Vater mir reicht?“ Es ergriff seine ganze Seele; unwillkürlich richtete sich das Auge zum Himmel und sein Mund sprach das Wort: „Kann dieser Kelch nicht vorübergehen, ohne daß ich ihn trinke, so geschehe dein hl. Wille. Nur gib mir Stärke in dieser Trübsal!“ Fortan war's ruhig in seiner Seele und zur Zeit hatte er die Freude, daß sein Sohn gesund und wohl aus dem Kriege heimkehrte. — Mögen diese Worte dieselbe Kraft an allen beweisen, die jetzt in ähnlicher Lage sich befinden.

Wunsch.

Goldner Friede,
Süße Eintracht
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!
(Schiller, Glode.)

Eine Mutter, wie sie sein soll.

Am Kirchweihlage war es, da hat sich das kleine und einzige Söhnchen einer bäuerlichen Familie auf dem Mittelgebirge etwas zu lustig aufgeführt. Bald nach dem Mittagessen hatte sich der Kleine in einen Streit eingelassen mit einem größeren Buben, der als Arbeiter in der Familie war. Der Kleine wurde zornig. Das sah die Mutter. Sofort nahm sie den Zornigen bei der Hand, belehnte ihn, daß das nicht sein darf, daß das gefehlt sei, und gab ihm noch obendrein ein „Pflaster“ zur Legung des Zornes.

Diese Mutter hatte die rechte Liebe zu ihrem Kinde und auch das richtige Strafverfahren angewandt. Der Zorn, in der Jugend nicht gebändig, bestraft im Jünglings- und Mannesalter diejenigen, die den Zorn hätten bändigen sollen und es nicht getan haben.

Splitter.

Ein jeder soll sein vor seiner Tür lehren und gedenken, daß sein Haus nicht sei ohne Winkel und sein Garten nicht ohne Unkraut und sein Buch nicht ohne Fehler. (Abraham a S. Clara.)

Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actiendruckerei in Fulda.

Nr. 33. Sonntag den 16. August 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Fulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Erster Sonntag nach Pfingsten. — Die goldene Richtschnur. — Was die Stunde heischt. — Gott mit uns. — Aus dem Kalender der Woche. Liebe und Treue gegen den Fürsten und das Vaterland. — Moltke-Erinnerungen. — Ein deutscher Held. — Unsere Pflicht in ernster Stunde. — Der Krieg. — Mahnungen. — An die deutsche Frauen. — In diesen Tagen.

- Wochenkalender.**
- Sonntag, 16. August, 11. n. Pfingsten, Rochus, Bekenner, Joachim.
 - Montag, 17. August, Oktav von Laurentius.
 - Dienstag, 18. August, Karlmann, Bekenner.
 - Mittwoch, 19. August, Hyazinth, Bekenner.
 - Donnerstag, 20. August, Bernard, Kirchenlehrer.
 - Freitag, 21. August, Johanna Franziska v. Chantal, Ordensstifterin.
 - Samstag, 22. August, Oktav von Maria Himmelfahrt, Timotheus.

Erster Sonntag nach Pfingsten.
Heilung eines Taubstummen.
Evangelium Mat. 7, 31-37.

In jener Zeit ging Jesus weg von den Grenzen von Tyrus und kam durch Sidon an das galiläische Meer, mitten ins Gebiet der zehn Städte. Da brachten sie einen Taubstummen zu ihm und baten ihn, daß er ihm die Hand auflegen möchte. Und er nahm ihn von dem Volke abseits, legte seine Finger in seine Ohren und berührte seine Zunge mit Speichel, sah zum Himmel auf, seufzte und sprach zu ihm: „Ephpheta!“ das ist: Tu dich auf! Und sogleich öffneten sich seine Ohren, und das Band seiner Zunge ward gelöst, und er redete recht. Da gebot er ihnen, sie sollten es niemand sagen. Wer je mehr er es ihnen gebot, desto mehr breiteten sie es aus und desto mehr verwunderten sie sich und sprachen: „Er macht alles wohl; die Tauben macht er hörend und die Stummen redend.“

Die goldene Richtschnur.

Der Krieg klopft mit eiserner Faust an die Pforten unsers Vaterlandes. Der Kaiser hat sein Volk unter die Waffen gerufen. Wo ich diese Zeilen schreibe, marschieren schon die Truppen mit klingendem Spiel und wackelnden Fahnen in das Feld. Und bis euch meine Lehre gedruckt unter die Augen kommt, da wird schon mancher Schuß gefallen und manches Menschenleben vernichtet sein.

In dieser schweren unsicheren Zeit brauchen wir mehr als sonst eine goldene Richtschnur, nach der wir unser Denken und Handeln bestimmen müssen. Diese ewig gültige, diese unveränderliche, heilige Richtschnur ist aber der Wille Gottes.

Schau, Freund, wie die allerseligste Jungfrau Maria, jene treue Magd des Herrn, deren Himmelfahrt wir eben begehen, sich in ihrem ganzem Leben an diese Richtschnur gehalten hat. Oder, warum meinst du wohl, daß sie in Gnade und Tugend so hoch geflogen ist, warum so hoch in Auszeich-

nung und Ehre, so hoch an Herrlichkeit und Seligkeit? Weil Maria in den größten und den kleinsten Dingen den Willen Gottes zur Richtschnur genommen hat.

Um dieser Wahrheit beizupflichten, bedarf es eben so wenig eines Beweises, als man ein Licht braucht, um die Sonne zu sehen. Gleichwohl erzählt uns das Evangelium einen Vorgang, der ganz dazu angetan ist, unsere hohe Meinung von der Mutter Gottes noch zu steigern. Einmal hat Jesus einen Taubstummen geheilt, daß er zum Staunen des Volkes fließend sprechen konnte. Böswillige Gegner schrieben dieses Wunder dem Belzebub zu. Jesus aber schlug sie mit ihren eignen Waffen und stopfte ihren Lästermund. Während nun das Volk in ehrfurchtsvollem Schweigen verharrte, erhob plötzlich eine Frau mitten im Gedränge ihre Stimme und sprach: Selig der Leib der dich getragen und selig die Brust, die dich genährt. Jesus aber erwiderte und sprach: Freilich sind selig alle, die das Wort Gottes hören und es beobachten. (Math. 11, 27).

Daß ja nicht über diese Worte ein Mißverständnis sich einbohrt in deine Seele. Forche und verstehe, wie es der Heiland meint. Selig und preiswürdig, will die Frau sagen, ist deine Mutter, die dir das Leben geschenkt, die dich ernährt und großgezogen hat. Und Jesus, dieser ärtlichste, dieser beste aller Söhne tadelt nicht etwa diese plötzliche Aufwallung, diesen unerbetenen Glücksspruch vonseiten einer unbekanntenen Frau, freut sich vielmehr über die Lobeserhebung seiner Mutter, nimmt aber Veranlassung, das Urteil der Frau zu erweitern und zu verbessern. Allerdings will Jesus sagen, ist meine Mutter selig zu preisen — aber nicht deswegen, weil sie mich geboren, sondern weil sie den Willen meines Vaters gehört und befolgt hat. Die Mutterwürde allein konnte ihr keinen Vorteil bringen, konnte ihr die himmlische Krone nicht erwerben. Worauf es ankommt, das ist der Umstand, daß sie den Willen Gottes erfüllte. Ohne diesen wäre sie auch niemals meine Mutter geworden. Gerade deswegen ist sie vor allen andern zu meiner Mutter erwählt worden, weil sie treuer als alle den Willen Gottes zur Richtschnur genommen. Darauf also kommt es an, und das kann ein jeder leisten, daß man den Willen Gottes erkennt, den Willen Gottes erfüllt. Maria ist darin vorangegangen: ihr nachzufolgen, das sei euer Begehrt und euer Glück.

Schau, wie im Leben der Himmelsmutter immer die Rücksicht auf Gott maßgebend gewesen ist.

Als sie mit der Würde der Mutter Gottes auch die damit verbundenen Schmerzen und Leiden übernehmen sollte, da gab die Rücksicht auf Gott den Ausschlag. Ich bin, spricht sie, eine Magd des Herrn, mir geschehe nach seinem Wort. Es genügt daß ich den Willen Gottes erkenne, und freudig gebe ich mein Jawort. — Mußte sie fliehen nach Ägypten, mußte sie arbeiten in Nazareth, mußte sie ihrem Kinde folgen unter das Kreuz — immer fand sie ihren Halt, ihren Trost und ihr Glück in dem Gedanken: Gott will es. —

Kehren wir nun zurück zum Ausgangspunkt unserer Lesung. Ich sage, daß auch in Kriegzeiten der Wille Gottes unsere Richtschnur sein muß. Wenn der Soldat nach dem Kommando des Feldherrn sich richtet, so richtet er sich nach dem Willen Gottes. Denn jede Gewalt, die zurecht besteht, ist von Gott angeordnet. (Röm. 13) Habe also keine unbegründete Angst wegen deinem Sohn oder Gatten, der draußen im Felde steht und sein Gewehr losdrückt, seine Kanone abfeuert, sein Bajonett zückt gegen den Russen oder Franzmann: er handelt im Gehorsam gegen den Willen seiner Vorgesetzten und damit im Gehorsam gegen Gott. Mag er auch tausend Feinde niederstrecken, er hat keine Verantwortung, keine Schuld. Im Gegenteil: wenn er seinen schweren Dienst verrichtet im Hinblick zu Gott, zur gerechten Verteidigung von Haus und Herd, Weib und Kind, so wird er sich nicht bloß Anerkennung verdienen vom Vaterland, sondern auch Lohn und Segen von unserm Herrgott.

Auch die Zurückbleibenden können und sollen an dieser Richtschnur sich orientieren. Wenn dein Sohn, dein Gatte, dein Vater, dein Bruder, dein Freund draußen auf blutgetränktem Felde steht, so sind auch für die Angehörigen zu Hause schwere Tage angebrochen. Tag und Nacht werden deine Gedanken auf dem Schlachtfelde sein mit der bangen Frage: wie wird es ihm ergehen? Wird er noch am Leben sein oder wird man seine Leiche wie eine abgemähte Aehre aufgeflesen haben auf dem Erntefeld des Todes? Wird er mit gesunden Gliedern wieder heimkehren oder als Krüppel sein Dasein weierschleppen. Kein Wunder daß du dir heimlich die Augen rot weinst und daß tausend Ängsten dein Herz zusammenschnüren. Aber ein Gedanke soll dich aufrecht erhalten und deinen Schmerz lindern: es ist der Wille Gottes, daß du dies Opfer bringst für das Vaterland. Wie der Steuermann seine Rumpst bei einem Sturm am besten beweisen kann, so

Kannst auch du in diesen schwierigen Zeitaltern deinen Glauben, dein Gottvertrauen, und deine Ergebenheit am besten an den Tag legen. Fällt ja kein Haar vom Haupte, kein Sperling vom Dache, kein Apfel vom Baum, ohne daß der himmlische Vater es will oder geschehen läßt. Wie viel wird er besorgt sein für das Menschenleben! Mäßige also deine Trauer und lege dich mit kindlichem Sinn in den Schoß der göttlichen Vorsehung, die in ihren Anordnungen sich nicht täuscht, die alles zu unserm Besten lenkt, wenn wir nur willig mitlaufen wie ein Rad am Wagen. Blicke zu Gott und sprich vertrauensvoll mit dem Hohenpriester Heli: es ist der Herr: er mag tun, was gut scheint in seinen Augen.

Der Burgpfarrer.

Was die Stunde heischt.

Die Hauptpflicht in dieser schweren Zeit der Kriegsnot ist das Gebet.

Darum bete und siehe zum Herrn, daß er gnädig auf sein Volk herabsiehe und dem Uebel des Krieges Einhalt tue. „Viel vermag ja das beharrliche Gebet des Gerechten,“ sagt der Apostel Jakobus und setzt gleichsam zur Bekräftigung hinzu: „Elias war ein Mensch, armelig wie wir; und er betete stehend, daß es nicht regne auf Erden und es regnete nicht — drei Jahre und sechs Monate lang; und er betete wiederum; da gab der Himmel Regen und das Land Frucht.“ So viel vermag das Gebet — auch des einzelnen — „Gerechten“ sagt der Apostel.

Suche also ein Gerechter zu sein, mache dir Gott zum Freunde. Darum eile, wenn du in schwerer Sünde bist, dich durch wahre Buße mit ihm zu versöhnen und laß es dir dann recht am Herzen liegen, die Sünde zu meiden und alle deine Pflichten gewissenhaft zu erfüllen. Dann wirst du in der Lage sein mit Erfolg zum Herrn zu beten und zu stehen, um Abwendung des Uebels des Krieges. Gott ist der „Herr der Heerscharen“; auch die Kriege und ihr Ausgang stehen in seiner Hand. Er kann das Ende des Krieges herbeiführen, wann er will, er lenkt die Schlachten wie er will und gibt den Sieg wem er will. Siehe da, worum du ihn bitten sollst. Je mehr, je inständiger, je würdiger er darum angefleht wird, desto größer ist die Hoffnung auf Erfüllung. Darum wollen wir nicht übermäßig klagen und jagen, sondern all unsere Sorgen, wie der Psalmist sagt, auf den Herrn werfen und er wird uns erhalten. Jedes Vater unser, jedes Ave Maria trägt dazu bei, daß das Uebel des Krieges, wenn auch nicht ganz beseitigt, doch in einer oder andern Art vermindert und beschränkt werde, oder ein desto schnelleres Ende finde. Und will es dir doch scheinen, dein Gebet sei gar zu armelig, so mach ihm Flügel durch Werke der Abtötung und Nächstenliebe, durch Fasten und Almosengeben, damit es sich um so leichter zum Throne Gottes emporschwinde. Und noch andere Mittel gibt es, um dein Gebet kräftiger zu machen. Die hl. Messe ist vor allem dies Mittel. Wenn du deine Anliegen im Verein mit dem Opfer Jesu auf dem Altare Gott darbringst, ja wenn du Jesum angehst, er möge selbst durch sein hl. Opfer es dem Vater empfehlen, so darfst du mit um so größerer Zuversicht auf Erfüllung hoffen. Und die Fürbitte der Heiligen ist ein solches Mittel. Rufe sie also an! Vor allem Maria, die Hülf der Christen — Sisi in schweren Kriegen, hilf den Feind besiegen, O Maria, hilf — und mit ihr alle Heiligen, an ihrer Spitze den „Fürst der himmlischen Heerscharen“, den hl. Erzengel Michael, unter dessen Fahne schon unsere Vorfahren einst siegesmutig in den Kampf gezogen sind. „Hilf uns hier kämpfen, die Feinde dämpfen, Sancti Michael.“

Und unserer Glaubensvater, Sancti Bonifatius, den großen Apostel Deutschlands; er wird in unserer Not seine Bitten am Throne des Allmächtigen verdoppeln, daß „seine starke Hand uns schütze samt dem Vaterland.“

Vertrauensvoll wollen wir mit dem Psalmisten zum Herrn rufen: „Zu Dir, o Gott, erhebe ich mein Herz, auf Dich vertraue ich, Du wirst mich nicht verlassen. Gedanke, o Herr, Deiner Erbarmungen, die von Ewigkeit her sind, daß uns die Feinde nicht überwältigen, rette, o Gott, Dein Volk aus allen Bedrängnissen“ (Ps. 24). Wir wollen beten für Kaiser und Vaterland, daß Gott sie behüte vor den Nachstellungen der Feinde; für unsere braven Soldaten, daß Gott sie stärke und tröste in allen Beschwerden, Opfern und Leiden, für alle, die in banger Sorge sind um teuere Angehörige, besonders auch für die-

jenigen, welche von den harten Folgen des Krieges betroffen werden! Und mit dem Gebet wollen wir vereinigen herzliche Reue über alle Fehler und Sünden, eingedenk, daß der liebe Gott durch Leiden und Prüfungen und zur Einkehr und Buße mahnt.

Dann wird das Wort des Herrn an uns wahr werden: „Denen, die Gott lieben und ihm treu dienen, gereichen alle Dinge zum Besten,“ d. h. der Herr lenkt und leitet alles, auch das, was an sich lauter Verderben zu sein scheint, so daß es ihnen zum Heile gereicht, und so wird, so unselig auch der Krieg an sich ist, doch auch aus ihm Segen und Heil erwachsen, uns und vielen. Das wolle Gott!

Gott mit uns.

Wie hat sich doch in wenigen Tagen alles verändert! Es ist uns, als wenn wir von einer Traumwelt umfungen wären. Und doch, das Ungeheureliche ist Wirklichkeit. Der große, so lange erwartete Weltkrieg ist da. Ein Volk erhebt sich gegen das andere und das deutsche Volk schickt sich an, den schwersten Gang zu gehen, den es gegangen, so weit seine Geschichte zurückreicht.

Unausföhrlich tief wird es in den Tafeln der Geschichte geschrieben stehen, wie groß diese schwerste Schicksalsstunde das deutsche Volk gefunden hat. Im Bewußtsein seiner Kraft ist es in seiner Friedensliebe bis zum äußersten gegangen, als aber ein rachsames Barbarentum ihm das Schwert in die Hand zwang, da durchzudte es wie eine Feuersglut alle seine Klassen und Stände. Welches deutsches Herz hat nicht höher geschlagen in diesen ewig denkwürdigen Tagen und Stunden!

Die Volksseele ist in ihren tiefsten Tiefen erschüttert. Aber aus all diesen Bitternissen quillt auch ein kostbarer Segen. Der Krieg, der alles auseinanderreibt, der den Mann aus dem Armen seiner schluchzenden Gattin, den Vater aus dem Kreise seiner heißgeliebten Kinder und den Bräutigam von der Seite seiner weinenden Braut hinwegreißt, eines zerreißt er nicht, sondern knüpft es fester und fester, das Band, das uns mit Gott verbindet.

Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir,

das ist der Grundton, der in diesen Tagen das Gemüt des deutschen Volkes durchschwingt.

Wer daran zweifeln wollte, der gehe in unsere Kirchen und sehe, wie sich allüberall in Stadt und Land die Gotteshäuser mit andächtigen Betern füllen, wie unsere braven Krieger die Beichtstühle umlagern, um mit Gottes Frieden im Herzen hinauszuziehen und dem Tode ins Auge zu schauen und wie sie vertrauensvoll das Skapulier der Mutter Gottes auf ihre Brust legen, er sehe hinein in die Familie, wo Mutter und Kinder inbrünstig für den Vater beten, der dranken im Felde steht, für dessen teures Leben sie zittern. Jamohl, das deutsche Volk hat den Ruf seines Heldenkaisers verstanden: „Run gehet in die Kirche und betet für unsere braven Soldaten, auf daß Gott unsere Waffen segne.“

Das ist die wertvollste Bilanz dieser blutig ersten Tage. So manche, die sich in den üppigen Zeiten des Friedens um Gott und ihre Seele nicht kümmerten, die nur auf eitles Vergnügen sannem oder in gottentfremdeter Verbitterung dahinlebten, haben Einkehr gehalten und den Gott ihres Herzens wiedergefunden. Ja, voll unendlichen Trostes muß jeder sich sagen, der unser deutsches Volk von Herzen liebt: Die vielen Verführer und falschen Propheten, die den Glauben an Gott den gerechten Lenker der Völkergeschichte, im deutschen Volke ertöten wollten, haben ihr finsternes Werk nicht vollbringen können. Ein neuer Gottesfröbling zieht durch das deutsche Land. Das deutsche Volk hebt wieder seine Hände zu den Sternen empor, es schaut sich wieder um die Altäre und die Lasterungen, die ebendem so trozig erlangem, ersterben heute auch auf den letzten Lippen. Darum aber auch die überwältigende Vaterlandsliebe, die heute das ganze Volk durchglüht und zu Opfern begeistert, vor denen die ganze Welt staunt. Sie geht hervor aus dem gläubigen Ausblick zu Gott und dem innersten Bewußtsein aller: **Gott ist mit uns und unserm Recht!**

So war es auch vor hundert Jahren, als das deutsche Volk in den Freiheitskampf hinauszog. Die Männer, die es damals führten, ein Stein, Blücher und Scharnhorst, die Dichter, die ihm damals seine Heldenlieder sangen, ein Arndt und Körner, waren tiefgläubige Männer. Sein Schlachtruf war „Gott mit uns!“ und mit diesem Feldgeschrei hat es damals die Ketten der Knechtschaft gesprengt und den Feind aus dem Lande vertrieben. Christliche Kräfte waren es, die damals siegten, und sie haben nach den Freiheitskriegen forgewirkt und dem deutschen Volke

den Weg zu der Höhe geebnet, die es im Laufe des 19. Jahrhunderts erstiegen hat.

So muß es auch heute sein. Auch heute führt uns ein Kaiser ins Feld, der selber seinen Glauben stets so mannhaft bekannnt hat und von deutschen Fürsten umgeben ist, die an Glaubensinnigkeit uns allen ein so leuchtendes Vorbild sind. Auch heute strahlt uns das eiserne Kreuz entgegen mit der Inschrift:

Mit Gott für König und Vaterland.

Auch heute muß daher die religiöse Erweckung, die durch das Volk geht, zu bleibender Wiederkehr innerlichkeit führen. Wir haben in ergreifender Treue zu unserem Bundesgenossen gestanden, halten wir auch Gott die Treue. Nur im Bunde mit Gott werden die Völker groß. Und darum sei in dieser Stunde der Gefahr, wo unsere Teuersten auf den Schlachtfeldern bluten, das heißeste Gelübde unseres Herzens:

Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir!

Aus dem Kalender der Woche.

Bleib' ein Kind!

Nur einen Willen gibst es, welchen die Kinder mehr respektieren sollen, als den ihrer Eltern, nämlich den Willen Gottes, sobald sich dieser ihnen klar und deutlich offenbart. Sonst aber muß ihnen der Wille, ja selbst der Wunsch der Eltern über alles heilig sein, und ein wahrhaft braver Sohn, eine wirklich gute Tochter holen in schwierigen Sachen selbst dann noch den Rat ihrer Eltern ein, wenn sie aus den elterlichen Gewalt entlassen und selbständig, ja vielleicht schon selber Eltern geworden sind. Durch eine solche dauernde Anhänglichkeit an Vater und Mutter vergibt sich niemand was, und je größer der Herr ist, der das kindliche Verhältnis aufrecht erhält, desto mehr ehrt ihn das Verhalten. Wie der Mann von Gott ein Kind sein soll, so soll er es auch den Stellvertretern Gottes, nämlich seinen Eltern gegenüber, bleiben, solange er sie besitzt.

Wir lesen in den Lebensbeschreibungen großer Männer rührende Beispiele echter, fester und treuer Kindesliebe und kindlicher Ehrfurcht, und Sache der Schule ist es, die heranwachsende Jugend mit diesen Vorbildern bekannt zu machen, um dadurch ihre Nachahmung zu fördern.

Einen so guten Sohn hatte die hl. Helena, deren Fest am 18. August im Kalender steht. Sie war zuerst Gastwirtin in England. Dort lernte sie ein römischer Kriegsoberst namens Konstantinus kennen der sie heiratete. Beide waren Heiden, somit auch der Sohn, der aus dieser Ehe entsprang. Dieser hieß Konstantin und wurde durch Fügung Gottes später römischer Kaiser und nahm das Christentum an, dem er auch seine Mutter zuführte.

Konstantin ehrte seine Mutter so sehr, daß er ihr den Titel Kaiserin gab, er ließ ihr Bildnis auf Münzen schlagen, schenkte ihr viele Länder und gab ihr freie Verfügung über den kaiserlichen Schatz. Und Helena nützte die ihr eingeräumte Stellung dazu aus, den christlichen Glauben zu fördern; besonders galt ihre Sorge dem heiligen Lande. Dort stellte sie die von den Heiden arg verwüesteten heiligen Stätten wieder her, erbaute Kirchen und sand bekanntlich auch das Kreuz des Erlösers.

Den großen Kaiser hielt also der weite gesellschaftliche Abstand, der zwischen ihm und seiner Mutter bestand, nicht ab, ihr Liebe und Ehrfurcht zu erweisen. Wie kann sich da mancher, der bei weitem nicht eine so hohe Stufe erstiegen, bei der Nase nehmen! Gar mancher studierte Herr, der in irgend einer Provinzstadt angestellt ist, würde erschrecken, wenn sich die Tür aufstie und sein Mütterchen vom Land, in blumiger Schürze und mit dem Tüchel am Kopf, erschiene in ihrem Rahmen! Kaum wollt' er sie durch die Straßen seines Wohnortes begleiten, damit ja die Leut' nicht lästern, aus welsch armen Hause er stammt! Und doch ist's seine Mutter! Sie hat sich den Empfang viel freudiger, herzlicher und lebhafter gedacht und nun muß sie bemerken, daß ihr Kommen ihrem Sohne eine Verlegenheit bereitet!

Und gar manches Büschel, das in der Fabrik einige Mark verdient, wird von seiner mannehrigen Selbständigkeit so eingenommen, daß er von Vater und Mutter auch nicht ein Wort mehr annimmt. Weil er sich sein Essen bezahlt, glaubt er ein großer Herr zu sein, auf den die Eltern kein Recht mehr haben. Bleibt abends aus, solange es ihm gefällt, lacht, wenn der Vater ihn zur Kirche schickt, wird roh und grob, wenn die Mutter in ihrer Bekümmernis ihm sanfte Vorwürfe macht. Es hat ihm eben niemand mehr zu befehlen!

Und wie die Weibsbilder so gern den Männern Meles nachmachen, so gibts auch manche Tochter, die's nicht besser treibt; und gar manche ist in Schand' und Unglück geraten, weil sie der warnenden Mutter nicht gefolgt hat, so lang es Zeit war.

Da ist's kein Wunder, wenn die Zukunft dann solchen Kindern Schläge auf Schläge austellt, denn ewig bleibt wahr das Wort des gesetzgebenden Gottes auf Sinai: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohlgerhe auf Erden!“

Der Kalenderschreiber.

Lieb und Treue gegen den Fürsten und das Vaterland.

Aus dem alten „Soldatenspiegel“ von Ludwig Lurbacher. Zweite Auflage. München 1826.

Nächst Gott darf dir nichts teurer und heiliger sein, als dein Fürst und dein Vaterland.

Der Fürst ist der Vater in der großen Familie, die man Staat nennt. Wie in einer kleinen Familie der Vater das Oberhaupt ist, dem alle Hausgenossen Gehorsam, Ehrfurcht und Liebe erweisen, so ist der Fürst das Oberhaupt in einem Reiche, und jeder ist verbunden, der Angesehenste wie der Geringste, ihn als denjenigen zu betrachten, von dem aus Ordnung, Ruhe, Wohlfahrt, Gesetz und Recht ins Land kommen und gegen den also jedermann sich untertänig, ehfurchtsvoll, treu und dankbar bezeugen soll.

Der Soldat ist insbesondere unter Tausenden von Bürgern auserwählt, die heilige und unverletzliche Person des Fürsten zu schützen gegen jede feindliche Macht; die Ehre, die Krone, die Freiheit und Selbstständigkeit des Staates, das Eigentum, das Gesetz und die Religion der Bürger mit bewaffneter Hand zu sichern und Leib und Leben daran zu setzen, wenn diese heiligen Güter der großen Familie, wenn diese selbst und ihr Oberhaupt in Gefahr kommen.

Und da eben der Fürst die Verbindlichkeit übernommen hat, über sein Volk zu wachen, das Gesetz zu handhaben, jede Gefahr vom Vaterland abzuwehren, so hat er auch zugleich das Recht von Gott erhalten, alle Mittel zu ergreifen, welche er zur Erreichung seiner Zwecke für nötig hält, und besonders auch das Recht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Deshalb ist der Soldat im eigentlichen Sinne das heilige Werkzeug in seiner Hand, womit er schalten und walten kann, ohne jemanden verantwortlich zu sein als Gott; und der Soldat muß also noch mehr als jeder andere Bürger seinem Fürsten anhangen mit unbedingtem Gehorsam, mit unerschütterlicher Treue, mit der vollendetsten Bereitwilligkeit, für ihn Gut und Blut zu opfern.

Darum schwört auch der Soldat noch einen besonderen Eid, dem Fürsten treu und gehorsam zu sein bis zum Tode; darum wird ihm die Waffe als heiliges Unterpfand des Vertrauens übergeben; darum trägt man ihm die Fahne, die Standaarte vor, daß er sie ansehe und verehere als das Sinnbild der Majestät, der er dient; darum trifft Schimpf und Schande, ja der Tod denjenigen, der seinen Eid bricht, die Waffe wegwirft, die Fahne verläßt. Dagegen aber verdient und erwirbt derjenige die höchste Ehre, der die Schuld seinem Fürsten und Vaterlande abträgt durch den Waffendienst; der der Ehre sich würdig erweist, vor Tausenden die Person des geliebten Fürsten, seine und des Volkes Sache zu verteidigen, und nicht Beschwerden und Gefahren, nicht Wunden, den Tod selbst nicht scheut, wo es darum zu tun ist, dem feierlich beschworenen Eide Folge zu leisten, die Ehre der Waffe zu retten, an die Fahne seines Fürsten Sieg und Ruhm zu knüpfen.

Fern sei es daher von mir, den Waffendienst, die Pflichten, die er dir auferlegt, die Arbeiten, Beschwerden, Gefahren, denen er dich aussetzt, als eine Last oder gar als ein Unglück anzusehen. Nächst Gott dienen gibt es keine heiligere Pflicht, kein größeres Glück, keine kostlichere Ehre, als seinem Fürsten dienen. Mögest du das, was man zeitliches Glück nennt, ein ruhiges, friedliches Leben daran setzen im Dienste fürs Vaterland; du gewinnst dafür ungleich mehr: die Ehre, welche Tausenden nicht vergönnt ist, die geliebte Person des Fürsten zu schützen; das Glück, für das Vaterland, für seinen Namen und seinen Ruhm zu streiten; den Lohn Gottes, der besonders denen zuteil wird, die ihr kostbarstes dahingeben, Leib und Leben, für das Höchste, für die heiligen Altäre und die heimischen Herde.

Das Bos, das dich getroffen hat und das andere Zufall, Anfall nennen, das gette dir als der heilige Wille Gottes. Denke, er habe dich auserlesen, daß du deinem Fürsten, den er zum Vater über sein Volk bestellt hat, unter den Nächsten seiest, unter den Wäch-

tern der ersten Heiligthümer, des Thrones und des Altars. Folge seinem Willen mit freudigem Herzen und dem Willen dessen, der in seinem Willen gebietet. Eine Untreue gegen den Fürsten ist zugleich eine Untreue gegen Gott, so wie der Gehorsam, jeder willige Dienst, jedes Opfer, das du deinem Fürsten bringst, ein Tribut ist, den du Gott selbst abbezahlest. Darum, wenn du auch für diese Dienste und Opfer von dem Fürsten und Vaterlande keinen Lohn erntest, wenn du Gut und Blut, Leib und Leben daran geben wirst ohne Hoffnung eines Ersatzes, so hast du die Verschreibung von Gott selbst, der dir gewiß nicht den Lohn vorenthalten wird, den er jedem, der „getreu gekämpft“, versprochen hat.

Moltke-Erinnerungen.

Aus dem Buche „Moltke in seiner Häuslichkeit“ von Musiklehrer Dreßler, der zwanzig Jahre lang täglich mit Moltke verkehrte, entnehmen wir einige interessante Erinnerungen aus dem Leben des großen deutschen Heerführers.

Für einen brustkranken Bruder, der Landrat des hollsteinischen Kreises Plünerberg war, sparte er sich manchen Genuß ab. „Warum trinkst du eigentlich keinen Wein mehr zum Mittagessen?“ fragte ihn eines Tages seine Gattin und er antwortete: „Siehst du, ich brauche nur eine Kleinigkeit dem Selde zuzulegen, das ich an der Weinrechnung spare und ich habe für Adolf eine Erholungsreise.“

Gern spielt er Whist, zeigte sich sehr erfreut, wenn er gewann und die dies wußten, richteten sich danach. „Es ist doch merkwürdig, daß ich trotz meiner schlechten Karten noch gewinne,“ sagte er dann wohl einmal etwas bedenklich. Es wurde immer nur um einen halben Pfennig für den Punkt gespielt; daran änderte sich nichts, auch wenn der Kaiser mitspielte. Ein einzigesmal betrug Moltkes Gewinn 40 Pfennige; darüber freute er sich wie ein Kind. „Jetzt brauche ich nur noch 20 Pfennige zuzulegen, und habe eine Droschke,“ sagte er schmunzelnd. Bei schlechtem Wetter ließ er nämlich nie seine eigenen Pferde einspannen, sondern fuhr in einer Droschke weiter. Als er einmal in einer solchen Droschke nach Hause gekommen war und bezahlen wollte, legte der Kutscher die Hand grüßend an den Hut und sagte abwehrend: „Ezzenz, es war mir eine Ehre!“ — „Aber, lieber Mann,“ sprach der Feldmarschall, „Sie müssen ja selbst das Fahrgeiß Ihrem Herrn abliefern.“ — „Ne, Ezzenz, id bin selber der Herr,“ rief stolz der Mann vom Bod herunter und fuhr davon. Der Feldmarschall hatte sich jedoch seine Nummer gemerkt und schickte ihm sein Bild mit seiner eigenhändigen Unterschrift. Wenige Tage später erzählte die Nichte des Feldmarschalls, Frau Lisa von Moltke, bei Tisch: „Denke dir mal, Onkel, als ich heute nach Hause fuhr, machte der Kutscher ein ähnliches Manöver wie neulich bei dir. Er fragte mich, ob ich keine Nichte sei und wollte kein Geld nehmen.“ — „Ja“, antwortete der Feldmarschall mit heiterer Galanterie, „er will eben dein Bild haben.“

Von der berühmten Schweigsamkeit empfand man im Familientreise nichts. Er erzählte viel und beschränkte sich nur im Gespräche oft auf kurze lakonische Bemerkungen. An einem Weihnachtsabend auf dem Gute Kreisau fand er unter den für ihn bestimmten Geschenken einen dickbauchigen Weinfuß, auf dem sein Gesicht dargestellt war. Er hielt ihn lachend seiner Schwester hin und fragte: „Was meinst du, Guste, ob ich das wohl noch mal erreichen werde?“

In Gesellschaft ging Moltke nie gern; nur die Erwartung, daß er gute Musik hören würde, konnte ihn dazu veranlassen, aber auch diese hörte er lieber bei sich zu Hause. Wenn er daselbst vom Whisttisch aufgestanden, begab er sich sofort ins Musikzimmer, setzte sich in eine Sofaede und war immer in dieselbe rechts dem Flügel gegenüber, so daß er die Spielenden hören konnte, schlug die Beine übereinander und rüdte sich so bequem wie möglich zurecht. So blieb er oft stundenlang sitzen, lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit der Musik und zeigte eine selten seine Empfänglichkeit.

Auf Reisen war Moltke immer zivil, nie anders als bloß mit einer Reisetasche, die er selbst in das Koupee trug. Einen Pelz besaß er nicht. Die größten Strecken — selbst von Berlin bis Rom — durchfuhr er ohne Unterbrechung. Als ihn einmal sein Arzt fragte, wie er es auf seinen Fahrten so lange ohne Nahrung aushalten könne, erwiderte er: „Ich habe in meiner Jugend einundzwanzig Jahre aehungert.“

In Lugano wurde er einmal in einem Dachstuhlmerchen des Hotels einquartiert; als dann der Wirt aus dem Fremdenbuche entnahm, wer dieser Gast war, besaßte er sich mit tausend Entschuldigungen ein komfortables Zimmer im ersten Stock anzubieten, aber Moltke war nicht zu bewegen, das einmal bezogene Logis zu verlassen. In Gastein geriet er auf einem langen Spaziergange in ein einfaches Gasthaus; der Wirt begann mit ihm ein Gespräch, sprach von den vornehmen Gästen der Saison, unter denen er auch Moltke vor allen andern nannte, und fragte, wie denn eigentlich der deutsche Feldmarschall aussehe. „Wie soll er denn aussehen? Wie einer von uns beiden,“ antwortete Moltke mit einem satirischen Seitenblick auf den sehr untersehten, umfangreichen Frager. Noch als Achundachtziger machte er einen Ausflug nach der Tatra und unternahm dort viele Kufstouren. Gern zeichnete er Bauwerke und Landschaften auf seinen Reisen und zwar ließen diese Arbeiten ihn kaum mehr als Dilettanten erscheinen.

In seiner persönlichen Anspruchslosigkeit und Sparsamkeit hatte Moltke große Aehnlichkeit mit dem alten Kaiser. Auch er pflegte wie dieser, von den eintausenden Briefen die leeren, zweiten Blätter abzutrennen und zu eigenen Aufzeichnungen zu benützen; liebgewordene Kleidungsstücke durch neue zu ersetzen, wurde ihm, wie dem alten Kaiser, sehr schwer. Im Jahre 1891 wurde er von Wilhelm II. à la suite des Seebataillons gestellt; sein Adjutant und Neffe machte ihn darauf aufmerksam, daß nun auch die Uniform des Seebataillons für ihn angefertigt werden müßte. „Aber wo denkst du hin,“ erwiderte er, „ich werde doch keine neue Uniform anziehen. Ist ja auch gar nicht nötig. Du nimmst einen meiner Waffenrocke und läßt einen weißen Kragen und weiße Aufschläge darauf setzen.“ — „Und wie ist es mit dem Säbel, Onkel?“ — „Ach, das merkt ja niemand.“ Der junge Kaiser merkte es aber doch; als Moltke in Kiel eintraf, schnallte er seinen eigenen Säbel ab und übergab ihn dem Feldmarschall mit den Worten: „Ezzenz, er hat sich zwar noch nicht bewährt, aber gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen Säbel anbiete.“ Einige Tage später erhielt Moltke einen mit kostbaren Edelsteinen geschmückten Säbel.

Als Moltke nach dem französischen Feldzuge von den Berlinern unter der Linden mit „Hurras“ begrüßt wurde, meinte er zu seinem Adjutanten: „Hätte ich eine einzige Schlacht verloren, so würden sie jetzt rufen: „Da fährt der alte Esel.“ Bismarck meinte bekanntlich nach dem böhmischen Feldzuge: „Wären wir besetzt worden, so hätten mich die alten Weiber zu Hause mit Besenstielen zum Lande hinausgejagt!“ (Nach einer anderen Version: erschlagen!)

Tränen sah Dreßler ein einziges Mal in den Augen des Feldmarschalls, als dieser vor der ersten Audienz bei dem todkranken, der Sprache beraubten Kaiser Friedrich nach Hause kam. „Es ist unsäglich,“ schluchzte er mehr als er sprach, „daß eine Krankheit das Aeußere eines Menschen so sehr verändern kann. Es ist ja ein anderer Mensch.“

Drei Jahre später war Moltke selber ein toter Mann. Am Abend eines schönen Frühlingstages schloß der 91jährige Greis für immer die Augen — 10 Minuten, nachdem er vom Whisttische aufgestanden und dem Klavierspiel Dreßlers gelauscht hatte. Er starb plötzlich, ohne Todeskampf. Unter den Klängen des Trauermarsches aus Beethoven's A-Dur-Sonate, den er zu Lebzeiten sich schon oft hatte vorspielen lassen, ward die irdische Hülle zur Gruft geleitet . . .

Ein deutscher Held.

Auf dem Bezirkskommando — Zimmer für Freiwillige. In dichten Massen drängen junge, kräftige Männer, oft beinahe noch Knaben in den Saal. Die Beamten haben vollauf zu tun. Soeben wird ein fester Bursche abgemustert. „Sie wollen sich auch freiwillig melden?“ „Jawohl.“ „Fehlt Ihnen etwas?“ „Nein.“ „Aber, Sie hinten doch ein bißchen.“ „Nacht nichts. Ich bin Mehger und bi mußte mir vor zwei Tagen im Schlachthaus gerade noch das Messer in das Bein abrubtschen.“ „Sind Sie fest verwundet?“ „Woher, ein wenig nur.“ „Gehen Sie mit dem Herrn!“ Ein Arzt nimmt ihn ins Nebenzimmer und untersucht ihn. Am Schenkel klappt, notdürftig eingebunden, eine handbreite, noch völlig offene tiefe Wunde. „So können Sie nicht mit“, spricht der Arzt. Der Bursche erbleicht. „Lieber junger Mann, warten Sie 14 Tage zu und dann stellen Sie sich wieder! Für heute müssen Sie sich mit dem guten Willen begnügen.“ Der junge Mann geht traurig aus dem Saale und wie er auf die Straße tritt, steht in seinen Augen eine — Träne.

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Unsere Pflicht in erster Stunde.

Gatten, Väter, Brüder, die Kraft des Volkes, stehen vor dem Feind. Sie decken mit ihrem Leibe den heimischen Herd, sie schützen Leben, Hab und Gut des Volkes, die Errungenschaften deutscher Intelligenz und deutschen Fleißes vor der drohenden Vernichtung. Gott, der die Geschicke der Menschen lenkt, möge ihnen beistehen in Not und Tod.

Schon sind viele tausend Familien verwaist; es wird ihnen für Monate der Ernährer, der Erzieher, die Stütze fehlen; das Fundament, auf dem das Glück des Volkes ruht, die Einheit der Familie, ist erschüttert. Da erstehen für die, die nicht beirrt sind, draußen an der Front fürs Vaterland zu streiten, hohe, heilige Verpflichtungen. Heute muß eine Liebe in aller Herzen brennen. Die Opferliebe, die dort im Feldentampfe sich glänzend bewährt, muß hier in stiller Liebestätigkeit zum Ausdruck kommen. Daß der Staat für die Angehörigen der kämpfenden in genügender Weise nicht sorgen kann, ist bei der übergroßen Zahl derselben unzweifelhaft klar. Nun laßt des Christentums schönste Blüte aufgehen, die heilige Caritas. Brechet dem Hungrigen das Brot! — Schützt die verlassenen Ehefrauen und die armen Kinder vor dem äußersten Elend! Zeigt unsere Armee nach außen hin, daß wir Deutsche sind — „ein einzig Volk von Brüdern“, so laßt uns in diesen schweren Stunden treu zu einander stehen auch in Dorf und Stadt, damit das innere Elend an Größe nicht das des blutigen Kampfes übertreffe.

Was heißt von uns die Stunde? Die Organisation der Bestehenden zur Bänderung der heimgesuchten Familien.

Die Frage, wie die Liebestätigkeit zu regeln ist, wird ihrer Lösung wohl durch ein Zusammengehen aller beruflichen Kreise entgegengeführt werden. Zum Ausbau derselben sind in erster Linie unsere caritativen Vereine mit berufen: Vincenzverein, Elisabethverein, Mäßigkeitsbund, kathol. Frauenbund usw. Ihre Mitglieder können sich in mannigfacher Weise caritativ betätigen, sei es im Krankenzimmer oder in der Kinderschule, sei es zur Armenpflege oder zur Fürsorgearbeit an den schulpflichtigen Kindern.

Zu den Besitzenden seien nicht bloß jene gezählt, die über Kapitalien verfügen, in staatlichen oder kirchlichen Stellen sich befinden, Geschäfte betreiben, sondern alle, die mehr verdienen, als sie zum Leben brauchen. Die Zeit, sich etwas zu ersparen, ist vorüber. Die Gegenwart heißt Opfer — wir wollen sie bringen. Uebergroße Not erzeugt die soziale Revolution — und die ist gefährlicher, verderblicher und entsetzlicher als der blutigste Krieg. Jetzt muß die böse Selbstsucht überwunden werden, die auf dem wirtschaftlichen Gebiet zur Quelle äußerster Gefahr geworden. Jetzt oder nie werden die Gegensätze, soweit es sein kann, überbrückt, die zwischen arm und reich bestehen, die inneren Gegensätze vor allem. Jetzt oder nie wird durch die Betätigung selbstloser Liebe das ganze Volk zum Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit gebracht. Darum, wer entbehren kann, muß Opfer bringen.

Wir werden aber unserer Pflicht nur dann voll auf gerecht, wenn wir zur Einfachheit in Lebensführung und Lebenshaltung zurückkehren. Wozu der Kleiderputz in diesen ersten Tagen, das reiche Mahl, die teuren Zigarren und Zigaretten und mancher übertriebene Sport? Draußen im Felde darben die Brästen des Volkes, und durch die Gassen geht die bleiche Not — wer darf da seinen törichtlichen Gelüsten fröhnen? — Durch Entbehrung schuf Gott die Größe seiner Völker — und durch Entbehrung, die wir uns aus Nächstenliebe auferlegen, werden wir selber groß. Wir wollen das, was wir für überflüssige Vergnügungen bislang verwendet haben, auf die Seite legen und eine Kriegskasse damit füllen, die uns in den Stand setzt, Jammer in Segen zu verwandeln.

Arm sind die Frauen, die ihren Gatten, den Ernährer der Familie, ins Feld schicken mußten — arm die vielen Eltern, die ihre erwachsenen Söhne verloren haben — ärmer noch die Kinder. Ihnen ist das ernst mahnende Wort des Vaters verstummt. Ihnen droht mehr als bis jetzt die Verrohung, das Elend der Strafe. Sie zu schützen, ihnen nach Möglichkeit zu geben, was ihnen des Kriegs fürchterliche Heimsuchung nahm, wird eine weitere heilige Pflicht unserer Gesellschaft sein. Wir müssen sie sammeln,

die verwaisten Kinder, müssen sie aufklären, soweit es ihre Fassungskraft gestattet, über die Not und die Größe der Zeit, müssen sie zum Gottvertrauen und zum Gebet anhalten, zur Arbeit auch, müssen sie mehr als in den Tagen des Friedens vor drohender Verwahrlosung bewahren. Auch hier gilt das Wort: „Freiwillige vor!“ Die Jugendabteilung des Frauenbundes, christliche Frauen, junge Männer, Studenten, Lehrer, müssen sich in der Arbeit teilen, und mit der Jugend ein Stück Volksglück hinüberreiten durch die böse Zeit.

Unsere Pflicht in diesen Tagen: Verdoppeltes Streben nach jener sittlichen Größe, die das Unglück mannhafte trägt und im Gottvertrauen den Druck der Zeit zu überwinden trachtet. Sittliche Größe ist aber nicht denkbar ohne Religion und Gebet. Das ist das andere geistige Band, das uns umschlingen muß. Wir alle, die wir Gottes sein und werden wollen, müssen beten, eifrig, tief, innig — alle miteinander, alle füreinander. Die innere Erneuerung macht uns der Hilfe Gottes würdig — und in seinem Namen wird uns Erlösung werden.

Gottvertrauen und heiligen Liebesdienst, das heißt von uns die schlimme Zeit, die mit dem aufgezwungenen Kriege uns kommen muß. Daß keiner versage, der berufen ist! Herrgott im Himmel, mach' die Herzen weit und weich und hilf die Not bezwingen und das drohende Verderben bannen!

Der Krieg

hat mit rauher, erbarmungsloser Hand in das Familienleben hineingegriffen; tausenden von Frauen hat er den Gatten genommen, vielleicht — für immer. Angstvolle Gedanken, schwere Ahnungen, Schmerz und Schrecken haben die Herzen erfüllt. In ähnlicher Lage befand sich einst auch die liebe hl. Elisabeth, als ihr Gemahl, Landgraf Ludwig, zum Kreuzzug ins hl. Land sich anschickte. Als sie die Kunde erhielt und das Kreuz, das Zeichen, daß sich einer dem Kreuzzug verlobt hatte, bei ihrem Manne fand, wurde sie wie von einem Blitzstrahl zusammengeschnitten, sie verlor die Besinnung und sank ohnmächtig zu Boden. Alban Stolz schreibt in seiner Legende der heiligen Elisabeth:

„Erstarrten über die Ohnmacht seiner lieben Gemahlin, hob der Landgraf sie von der Erde auf und suchte sie zu beruhigen und zu trösten, als sie wieder zur Besinnung gekommen war. Wie es bei so christlichen Personen natürlich ist, tröstete er sie nicht mit weltlichen Nebensarten, sondern mit Hinweis auf Gott, mit liebevollem religiösem Zuspruch. Sein Beichtvater bezeichnete dies einfach mit den Worten: „Er tröstete sie wieder mit der Heiligen Schrift.“ Der Landgraf sagte zu seiner Gemahlin: „Ich mache den Kreuzzug mit aus Liebe zu unserm Herrn Jesus Christus. Du wirst doch nichts dagegen haben, wenn ich jetzt für Gott das nämliche tue, was ich ja für den Kaiser und das Reich auch tun müßte, wenn es von mir verlangt würde.“

Lange sagte Elisabeth nichts, sondern weinte nur, endlich sagte sie: „Lieber Bruder, wenn es nicht wider seinen Willen, wollte ich dich nicht haben.“

Ludwig antwortete: „Liebe Schwester, gönne mir, daß ich hinsahre, ich habe es gelobt.“

Da ergab die gute Frau ihren Willen in Gottes Willen und sprach: „Gegen Gottes Willen will ich dich nicht zurückhalten. Er gebe dir, seinen Willen zu tun. Ich habe dich und mich ihm zum Opfer dargebracht.“

Ein schwerer Entschluß, ein großes Opfer schneidet tief ins Herz; der arme Mensch muß gleichsam ausruhen davon, wie wenn er eine schwere Stunde bekommen und viel Blut verloren hatte. Beide, Elisabeth und der Landgraf, blieben noch einige Zeit sitzen, still, in schweren Gedanken. Was wird aber unter solchen Umständen christlichen Eheleuten wohl am meisten zu denken geben? Gewiß die Versorgung der Kinder. — Als der erste Schmerz etwas ausgeglüht hatte, beredete sich daher das gottselige Ehepaar, wie es mit den Kindern zu halten sei.

Gott nimmt es nicht übel, wenn der arme Mensch im ersten Augenblick, da er von einem schweren Kreuz überfallen wird, heftigen Schmerz fühlt und jammert. Dies bringt eben unsere schwache Natur mit sich. Je mehr du aber wahres Christentum hast, desto baldere wirst du dich wieder fassen und lassen dich in den Willen Gottes ergeben. Dies gehört eben auch wesentlich zum Christenleben, nicht nur, daß man Gutes tut, sondern auch, daß man Böses geduldig erträgt, wie Christus der Welt so viel durch seine Leiden genügt hat, als durch seine Taten. Darum hat Gott dafür gesorgt, daß es überflüssig viel Leiden in der Welt gibt.

„Und wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht wert.“ Matth. 10, 8.“

Mahnungen.

Der Krieg ist entbrannt, Deutschland muß um seine Existenz kämpfen. Darum müssen auch die Frauen die großen Opfer bringen und ihre Männer und Söhne und Schwiegeröhne in den Kampf ziehen lassen. Das ist gewiß hart, aber nur keine übertriebenen Sorgen. So große Massen auch in den modernen Kriegen einander gegenüberstehen, im Verhältnis verursachen die modernen Geschosse viel weniger tödliche Wunden als wie es in früheren Kriegen der Fall war. Die Hauptkraft im modernen Kriege besteht in den Märschen und Stellungen, sodas der Feind keinen Ausweg sieht vor der Uebermacht und müßlose Kämpfe aufgeben muß.

Also zunächst Kopf hoch und die feste Hoffnung, daß eure Lieben mit Gottes Hilfe wieder glücklich aus dem Kampfe zurückkehren! Die Hoffnung ist unso mehr berechtigt, als es sich um einen gerechten Krieg handelt, den wir nicht gewollt haben, der uns aufgedrängt worden ist.

Ein zweites Wort an diejenigen, deren Ernährer an dem Krieg teilnehmen muß; sie erhalten während des Krieges Unterstützungen durch den Staat und die private Mildtätigkeit wird überall ergänzend hinzukommen. Es wird dafür gesorgt werden, daß die Frauen Beschäftigung erhalten, daß die Kinder tagsüber verwahrt werden und daß auch sonst der Not abgeholfen wird. Ferner ist die Kriegszulage für die im Felde Stehenden ziemlich hoch, sodas sie recht wohl einen Teil an ihre Familie überweisen können, zumal sie oft keine Gelegenheit haben, Geld auszugeben.

Und noch ein Drittes: Bleibt doch vernünftig und verteuert nicht durch übertriebene Sorge euch selbst die Lebensmittel! Wozu die Mehleinkäufe in Quantitäten, als ob wir in einer belagerten Festung wären! Wenn man keine geräumigen Gefäße zum Umschütten hat, wird das Mehl stückig oder die Würmer kommen hinein. Wir stehen ja vor einer guten Ernte, die uns für 10 Monate Brot genug bringt! Die Kartoffeln stehen gut; sie werden nicht teurer werden, wie in anderen Jahren. Salz produziert Deutschland mehr, als es braucht. Wir führen solches aus. Auch Zucker führen wir in großen Mengen aus; es steht die neue Zuckerrübenenernte in wenigen Monaten vor der Tür! An notwendigen Lebensmitteln ist gar kein Mangel!

Die einsichtige Hausfrau dient nicht nur sich, sondern der großen Allgemeinheit, wenn sie mit ihren Einkäufen in Lebensmitteln zurückhaltend ist und nur die Mengen kauft, die sie für die nächsten paar Tage in ihrem Haushalt braucht.

An die deutschen Frauen

hat die Kaiserin folgenden Aufruf erlassen: Dem Rufe des Kaisers folgend rüstet sich das Volk zu einem Kampfe ohnegleichen, den es nicht herausbeschoren, sondern den es nur zur Verteidigung führt. Wer Waffen zu tragen vermag, wird freudig zu den Fahnen eilen, um mit seinem Blute einzustehen für das Vaterland. Der Kampf aber wird ein ungeheurer und die Wunden werden unzählige sein, die zu schließen sind. Darum rufe ich auch deutsche Frauen und Jungfrauen, alle, denen es nicht vergönnt ist, für die geliebte Heimat zu kämpfen, zur Hülfe auf. Trage jeder nach Kräften dazu bei, unseren Gatten, Söhnen und Brüdern den Kampf leicht zu machen. Ich weiß, daß in allen Kreisen unseres Volkes ausnahmslos der Wille besteht, diese hohe Pflicht zu erfüllen. Gott der Herr aber stärke uns zu dem heiligen Liebeswerk, das auch uns Frauen beruft, unsere ganze Kraft dem Vaterlande in diesem Entscheidungskampfe zu weihen.

In diesen Tagen.

Wir brauchen Liebe jetzt in diesen Tagen,
Wir brauchen festen Glauben allermeist,
Wir brauchen Herzen, die in Treue schlagen,
Wir brauchen einen wachen, scharfen Geist,
Und müssen Demut in der Seele tragen,
Und Hoffnung, die zum heiligen Ziele weist
Und festes Wollen, niemals zu verzagen,
Fürs Vaterland das Schwerste auch zu wagen.



St. Bonifatius
Apostel der Deutschen

Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt

mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei in Sulda.

Nr. 34.

Sonntag den 23. August 1914.

31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Hirtenbrief. — Wochenkalender. — Samariterdienste. — Aus dem Kalender der Woche. — Im Feldgottesdienst. — Allerlei über Kindererziehung. — Einer Mutter Gebet zur Kriseszeit. — Trost im Leid. — Mütter. — Geldentod.

Joseph Damian,

durch Gottes Erbarmung und die Gnade des hl. Apostol. Stuhles
Bischof von Sulda,

entbietet der Hochw. Geistlichkeit und den Gläubigen des Bistums
Gruß und Segen im Herrn.

In Christo geliebte Diözesanen!

Eine schwere Heimsuchung ist über unser geliebtes Vaterland gekommen. Die Geißel eines uns aufgezogenen Krieges, die während 44 Jahren besonders auch durch die Friedensliebe unseres Kaisers von uns abgewandt blieb, wird nun über uns geschwungen. Unsere Feinde haben sich die Hand gereicht und drohen wie mit einem Walle uns einzuschließen und bedrängen uns ringsum. Noch stehen wir am Beginne des Krieges; aber wie viel bitteres Weh hat er schon gebracht! Kaum eine Familie, die nicht den Vater, den Sohn, den Gatten hat scheiden sehen, um sie vielleicht nie wieder auf Erden zu begrüßen. Wie einsam ist es an so manchem häuslichen Herd geworden! Da wo früher Glück und Zufriedenheit wohnte, haben düstere Sorgen, Kummer und bange Befürchtungen ihren Einzug gehalten, und bald wird noch größeres Leid folgen. Wie so nahe liegt es, auf unser liebes Deutschland, seine Gemeinden und Familien das Klagegedicht des Propheten anzuwenden: „Wie sitzt so einsam die Stadt, einst an Volk so reich. Einer Witwe gleich ist geworden die Gebieterin der Völker. Sie weint des Nachts ohne Aufhören, und ihre Tränen fließen über ihre Wangen. Keiner von all' ihren Lieben tröstet sie. Alle ihre Freunde haben sie im Stiche gelassen und sind ihr zu Feinden geworden“ (Klagel. 1, 1).

Sollen wir nun in dieser betrübten Zeit uns von der Trauer überwältigen und ganz einnehmen lassen? Nein, das hieße nicht christlich leiden. Die allgemeine öffentliche Drangsal soll uns vielmehr Anlaß und Beweggrund werden zu gläubigem Anschluß und vertrauensvoller Hingabe an Gott, der die gegenwärtige Prüfung zugelassen hat und sie zu unserem Heile gereichen läßt, wofür wir auf die weisen und liebevollen Absichten seiner anbetungswürdigen Vorsehung eingehen.

Geliebte Diözesanen! Die Geschichte des einzelnen wie der Völker und Reiche ruhen in Gottes Hand. Unbeschadet der Freiheit des Willens, weiß er jede menschliche Tätigkeit und die Bestrebungen ganzer Nationen und Zeiten zu den hohen Zielen seiner Weltregierung, zu seiner und seines menschengewordenen Sohnes Verherrlichung hinzulenken. Schließlich soll und muß jeder Mensch und jedes Reich und das Menschengeschlecht sich mit der übrigen Schöpfung zum Preise und zur Anbetung Gottes vereinen, schließlich muß „jede Zunge bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Verherrlichung Gottes des Vaters“ (Philipp. 2, 11). Aber wie so leichtfertig

vergibt der Mensch, vergessen die Völker diese große Fundamentaltatsache ihrer Unterordnung unter Gott und Jesus Christus, besonders in den Tagen des Wohlstandes und des Friedens. Da läßt nun Gott zuweilen gewaltige Katastrophen hereinbrechen, um dem Menschengeschlecht bei all' dem Fortschritte, den er erreicht, bei der hohen Stellung, die er errungen hat, doch seine Ohnmacht und Anzulänglichlichkeit zum Bewußtsein zu bringen, ihn einsehen zu lassen, daß er sich nicht entziehen darf der Gewalt des Herrn und seines Gesalbten, den der Vater „bestellt hat zum Erlösen des Weltalls“ (Hebr. 1, 2), auf daß er „verkünde das Gesetz des Herrn“ (Ps. 2, 6), auf daß er „herrsche inmitten seiner Feinde“ (Ps. 109, 2).

So wollen wir denn die Lehre, die Gott durch die gegenwärtige Kriegsnot uns erteilt, zu Herzen nehmen, Gott und Jesum Christum in aller Demut herrschen lassen über uns, unsere Familien und Gemeinden. Möchten doch alle im weiten deutschen Reiche mit Gottes Gnade zu dieser Einsicht kommen! „Demütiget euch,“ so mahnt der hl. Petrus, „unter die gewaltige Hand Gottes, damit er euch erhöhe zur Zeit der Heimsuchung“ (1 Petr. 5, 6). Diese demütige Gesinnung macht uns wahrhaft groß in unserer Trübsal und Not. Wie hart schlug Gott den Job, als er den Verlust seiner Habe, den Tod seiner Kinder zuließ, ihn selbst heimsuchte mit Armut und schmerzlicher Krankheit! Aber welche Seelengröße offenbarte nicht der arme Dulder in seiner Unterwürfigkeit gegen Gott, da er bekannte: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen. Wie es dem Herrn gefallen, so ist es geschehen. Der Name des Herrn sei gebenedeit“ (Job 1, 21). So sollen auch wir jetzt, wo Gottes Hand so schwer auf uns ruht, den guten Ausgang des Krieges nicht allein von der Gerechtigkeit unserer Sache und der Tüchtigkeit unserer Krieger und Heerführer, sondern vor allem von der Barmherzigkeit Gottes, des allmächtigen Vaters der Schlachten in demütigem, vertrauensvollen und anhaltendem Gebete erleben, eingedenk der Versicherung des hl. Geistes: „Das Gebet des Demütigen dringt durch die Wolken“ (Sirach 35, 21).

Aus der Wurzel der Demut wachse dann die gottgefällige reumütige Bußgesinnung mit ernstem heilsamen Entschließen hervor. Wir wissen ja, daß die großen Drangsale, von denen die Weltgeschichte und die hl. Schrift uns berichten, nicht selten Straferichte waren wegen der Ablehr der Völker und Reiche von Gott. Wo gab es aber eine Zeit, die so ins Irdische und Sinnliche versunken, in stolzer Selbstüberhebung das Joch des Herrn von sich geworfen hat, wie unsere Zeit? Scheint es nicht, als sollte gerade jenes Volk, von dem wir so manches Schlimme gelernt und angenommen haben, in dem jetzt entbrannten Kriege uns aufrütteln, nachdem andere sonst so kräftige Mittel verschagt haben? O, eine wie gewaltige Bußpredigt ist doch der Schrecken

eines Krieges und der Donner der Geschütze, mächtiger als die Stimme der Propheten, eindringlicher als die Hirten schreiben der Bischöfe, wirksamer als eine Volksmission oder der Ruf der Kirche in der österlichen Zeit! Lassen wir, geliebte Diözesanen, angesichts der Betrübnis, die über uns gekommen ist, und der noch bevorstehenden Leiden uns bestimmen zu wahrer aufrichtiger Buße, damit Gott so versöhnt werde und seinem Volke sich gnädig erweise.

Es war ein ergreifender aber auch tröstlicher Anblick, als die Tausende von Männern vor ihrer Abreise zum Kriegsschauplatz in die Kirchen eilten, im hl. Sakramente der Buße ihre Seelen läuterten und sich stärkten durch die Wegkehr des Leibes Christi zum guten, vielleicht letzten Kampf. Folgen wir, die wir zurückgeblieben sind, diesem erhebenden Beispiele. Machen wir ernst mit dem christlichen Leben und, nicht zufrieden mit unfruchtbaren Resolutionen, nehmen wir jetzt endlich, wo Gott so eindringlich mahnt, den entschiedenen Kampf auf gegen jene Gewohnheiten, die der christlichen Sitte und dem hl. Gebote Gottes widerstreben. Wenn dann aus neuem, wahrhaft bußfertigem Herzen das flehende Gebet für das bedrängte Vaterland zu Gott emporsteigt, wird er es sicher nicht verschmähen.

Geliebte Diözesanen! Die Gefahr liegt nahe, daß die Traurigkeit sich wie ein lähmendes Gewicht an unsere Seele hängt und uns von der pflichtmäßigen Arbeit und Erfüllung unserer Berufspflichten abhält, umsomehr, als viele Hände, die uns seither unterstützten, uns entzogen sind. Da müssen wir mit um so größerer Sorgfalt unseren Obliegenheiten nachkommen. Während draußen, fern der Heimat, die Gatten, Väter und Brüder so schwere heldenmütige Opfer bringen für uns und das gemeinsame Vaterland, dürfen wir zu Hause die Hände nicht träge in den Schoß legen. Das würde der großen, heiligen Sache nur zum Schaden gereichen. Vernachlässigt vor allem nicht die Erziehung eurer Kinder!

Unterstützt Euch ferner gegenseitig und helfet einander in den Haus- und Feldarbeiten, auch dann, wenn neben der gewährten Nahrung eine weitere Entlohnung wegen der Not nicht erwartet werden kann. Jetzt wo Gott durch gemeinsame Drangsal uns alle heimsucht, müssen wir von uns fernhalten alles, was uns trennen könnte: Abneigung, Feindschaft, Konkurrenz, oder gar wucherische Ausbeutung. Jetzt muß christliche Liebe und Barmherzigkeit über menschliche Schwächen und menschliches Elend den Sieg davontragen. Je größer die Not, um so größer soll unsere tätige, helfende, tröstende Liebe sein. Wenn unsere Mitmenschen von Armut oder Krankheit oder Todesfällen heimgesucht werden, soll es an unseren Almosen, an unserer Pflege, an unserem Troste nicht fehlen. Möge der Heiland, dessen mitleidiges Herz die trauernde Witwe von Naim und die weinenden Schwestern des Lazarus tröstete, durch sein Beispiel uns alle aufrichten und durch seine Gnade stärken!

So wollen wir denn, geliebte Diözesanen, in Demut und Reue, in ernster Erfüllung unserer Berufspflichten, in Ausübung der Werke leiblicher und geistlicher Barmherzigkeit an den Lebenden und Verstorbenen, unsererseits für das schwer bedrängte Vaterland sorgen, und während unsere Lieben auf dem Schlachtfelde Leben und Blut für uns opfern, wollen wir in heißem Gebete mit Gott ringen, daß er der gerechten Sache bald zum Siege ver helfe, „damit wir ohne Furcht, aus der Hand unserer Feinde befreit, ihm dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit alle Tage unseres Lebens.“ (Lut. 1, 74 f.).

Der Friede Gottes, der allen Begriff übersteigt, bewahre Eure Herzen und Eure Gedanken in Christo Jesu“ (Philipp. 4, 7).

Es segne Euch der allmächtige Gott, † der Vater und † der Sohn und † der heilige Geist. Amen.
Fulda, am Feste des hl. Laurentius den 10. August 1914.

† Joseph Damian, Bischof von Fulda.

Wochentalender.

- Sonntag, 23. August, 12. Sonntag nach Pfingsten.
- Montag, 24. August, Bartholomäus, Apostel.
- Dienstag, 25. August, Ludwig, König.
- Mittwoch, 26. August, Goban und Adelar, Martyrer. Zephyrin, Papst und Martyrer.
- Donnerstag, 27. August, Joseph von Galaf. Bek.
- Freitag, 28. August, Augustinus, Bisch. u. Kirchenlehrer.
- Samstag, 29. August, Enthauptung des hl. Johannes des Täufers, Sabina.

Zwölfter Sonntag nach Pfingsten.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samaritan.

Evangelium Lut. 10, 23—37.

Samariterdienste.

Die Schlacht ist in vollem Gange. Es krachen die Kanonen, es knattern die Gewehre, es plagen die Bomben, es tönen die Signale, es erschallen die Kommandos. Da prasseln die Kugeln wie Hagelkörner bei einem Gewitter. Manch einer der braven Soldaten wird vom feindlichen Geschos niedergestreckt wie die Eiche von einem Blizesstrahl. Von der bleichen Stirne rinnt das warme Blut. Doch siehe, da eilen zwei Männer herzu. An ihren Kleidern erstrahlt ein rotes Kreuz auf weißem Felde. Sie heben den Gefallenen auf, bringen ihn aus der Gefechtslinie, legen ihn auf eine Bahre und tragen ihn ins Feldlazarett, wo der Arzt die Wunde untersucht, verbindet und die nötigen Anordnungen trifft, die eine baldige Genesung hoffen lassen. Und wenn der Soldat aus seiner Ohnmacht wieder zu sich kommt und seine Augen aufschlägt, so findet er sich in einem weichen Bett, gehütet und gepflegt von einer barmherzigen Schwester.

Das sind die Samariterdienste unserer Tage. Der Samariter im heutigen Evangelium trifft einen Halbtoten, dem die Räuber Geld und Gut abgenommen, dem sie die Kleider vom Leibe gerissen, den sie übel zugerichtet haben. Auf den ersten Blick erkennt der Samarit in dem Verunglückten einen Juden, den er nach den Anschauungen seines Volkes als Feind betrachten muß. Dennoch läßt er ihn nicht hilflos liegen, wie der Priester und der Levit, sondern steigt herab von seinem Saumtier, beugt sich über den Verlassenen, nezt seine Lippen mit einem labenden Trank, träufelt Del und Wein in seine Wunden, legt den Verband an, hebt den Hilflosen auf sein eigenes Pferd und fährt ihn zu einer Herberge, wo er für dessen weitere Verpflegung Sorge trägt.

Unter diesem Bild verkörpert sich uns die Liebe unseres Heilandes, der vom Himmel niederstieg, der auf die Suche nach dem verirrtten Menschen gegangen, der für uns den schwächlichen Kreuzestod gelitten, der unsere Seelenwunden heilt mit seinem eigenen Blut, der uns neu belebt durch seine Gnade, der für uns Sorge trägt durch die Kirche und ihre Diener, der uns seinen Platz verschafft in der himmlischen Stadt Jerusalem.

Willst nicht auch du in die Fußstapfen deines Meisters eintreten? Dann mußt auch du Samariterdienste üben, mußt auch du um das Wohlergehen deines Nächsten besorgt sein. Niemand, sagt der hl. Johannes Chrysostomus, niemand kann sich mit der Hoffnung der ewigen Seligkeit schmeicheln, der nicht in irgend einer Weise für das Heil seines Nächsten bemüht ist. Und sage, wie kannst du anders deine Gottesliebe beweisen. Erinnere dich, in welchem Grad die Märtyrer die Gottesliebe bekundet haben, wie ein Petrus in Fesseln schmachtete, ein Paulus Geißelstreiche über sich ergehen ließ, ein Bartholomäus sich die Haut vom Leibe ziehen ließ, ein Laurentius auf glühendem Roste sich braten ließ, eine Blandina von einem wilden Stier auf die Hörner sich nehmen ließ. Zu solchen Heldentaten der Gottesliebe fehlt es jetzt an Gelegenheit, fehlt es vielleicht auch am nötigen Mut. Aber siehe, wie der Heiland dir die Gottesliebe erleichtert, indem er sie vertauscht mit der Nächstenliebe: das erste und größte Gebot, spricht er heute zu uns, das ist die Liebe zu Gott; aber ein zweites ist diesem gleich: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Von dieser Nächstenliebe waren edle Männer derart beseelt, daß sie vor keinem Opfer zurückschreckten. Wollte Gott, so sprach einst der berühmte englische Kanzler Thomas Morus, ich dürfte in einen Sack genäht und in die Themse geworfen werden um den Preis dreier Dinge: um den Frieden unter den christlichen Fürsten anstatt des ewigen Zwistes, um die Wiederherstellung der Glaubenseinheit statt der vielen Sekten, um die Schlichtung der Ehescheidungsklage des Königs statt des unheilvollen Aergernisses.

Kannst du dir jetzt denken, mein Christ, aus welchen Absichten der liebe Gott so manche Not und Trübsal kommen läßt? Wozu ist wohl diese Witwe da mit ihren kleinen Waisen? Daß du Gott liebest. Wozu ist dieser Arbeiter da, der krank im Spital liegt, während seine Kinder nichts zu essen haben? Daß du Gott liebest. Wozu geht dieser Bettler durch die Straßen mit Lumpen am Leib und Hunger im Gesicht? Daß du Gott liebest. Hilf dem Unglücklichen und du hast einen Akt der Liebe zu Gott geübt. Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, wird Christus sprechen, das habt ihr mir getan.

Will es dir nicht scheinen, als habe Gott diesen gegenwärtigen Krieg deswegen zugelassen, um wieder mehr Gottesliebe auf die Welt zu pflanzen? Der Krieg, die Frucht des Hasses, der Nährboden des Mordes und der Gewalttat, ist auch nach Gottes Absicht die Pflanzschule der Liebe, die Quelle unzähliger Samariterdienste.

Da sind die Krankenträger, die den Verwundeten aus dem Gesecht herausbringen, sind die Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen, die am Bette des Patienten wachen, sein Fieber beobachten, seinen Hunger stillen, seinen Durst löschen, sind die Ärzte, die den kunstgerechten Verband anlegen, die Schmerzen lindern, die Genesung in die Wege leiten. Da sind wieder andere, welche den Truppen auf ihrer Durchfahrt an den Bahnhöfen, auf ihrem Durchmarsch durch die Städte und Dörfer Speise und Trank und allerlei Liebesgaben verabreichen. Wieder andere nähen Kleider, stricken Strümpfe zur Ausrüstung für die Vaterlandsverteidiger. Nicht einmal die Kinder wollen bei diesem Weltstreit müßig gehen; mit ihren zarten Händen zupfen sie Fäden aus der Leinwand zum Auflegen für die Verwundeten. Reiche und Arme steuern Lebensmittel und Geld zusammen, um die Soldaten mit allem Nötigen zu versehen und ihnen eine Freude zu machen, damit sie um so bereitwilliger ihr Leben einsetzen für das Vaterland. Auch die Tagelöhnersfrau, deren Mann ins Feld ziehen mußte, die Mutter, die all ihre Söhne dem Vaterland zur Verfügung stellte, die Familien, die des Ernährers beraubt sind, werden nicht vergessen, sondern wohlthätige Gesehe und gute Menschen springen ihnen bei, daß sie nicht ausgehoben werden unter der Geißel des Krieges.

Und das Zeichen, unter dem all diese Liebeswerke stehen, das all diese Samariterdienste ermöglicht, sie organisiert und mit mildem Lichte verklärt, das ist das Zeichen des Kreuzes, an dem der Herr geblutet hat für das Heil der Welt. Aus Liebe zu deinem Gott, der dich erschaffen, aus Liebe zu deinem Heiland, der dich erlöst, aus Liebe zu deiner unsterblichen Seele, aus Liebe zum Vaterland, aus Liebe zu den Söhnen deines Volkes gefelle auch du dich zu den Scharen des „Roten Kreuzes“, befaße dich nach Möglichkeit mit Samariterdiensten, damit du aus dem Mund des Heilandes einst die Worte vernehmeft: was du dem geringsten meiner Brüder getan, das hast du mir getan.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Wahre Freiheit.

Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“, sagt Altmeister Goethe im Vorspiel zu „Faust“. Von der Heiligenlegende aber kann man getrost behaupten, daß sie, die so viele Lebensbeschreibungen edler, heiligmässiger Menschen enthält, sogar jedem etwas bringt, der darin liest. Denn für jeden Menschen in jeder denkbaren Lebenslage findet sich in der großen Zahl doch ein Heiliger, aus dessen Lebenslauf für den besonderen Fall reiche Belehrung, ernste Mahnung oder wohlthuender Trost geschöpft werden kann. So zeigt das Lebensbild des großen heiligen Kirchenlehrer Augustinus, dessen Fest am 28. August in der katholischen Kirche gefeiert wird, den einzig möglichen Weg, den man beschreiten muß, wenn man aus der Umstrickung der Leidenschaft sich losmachen will, und löst dadurch die bange Verzweiflung, die sich in stillen überlegenden Stunden derer bemächtigt, die von Stufe zu Stufe gesunken und Sklaven der Laster geworden sind; sein Leben zeigt, daß für jeden noch Zeit zur Umkehr ist, wenn er sich nur des rechten Mittels bedienen will, das einzig und allein die Buße ist. Und damit dem Gefallenen das heimliche Bekenntnis der Sünden nicht schwer falle, gab Augustinus ein leuchtend Beispiel; sein ganzes sündhaftes, gottabgewandtes Leben vor seiner Belehrung legte er sogar offen vor aller Welt dar in dem einzigartigen Buche, das den Titel: „Bekennnisse“ führt. Er ging also über das Verlangte in heldenmütigem Entschlusse hinaus und tat mehr, als er tun mußte. Er war überzeugt, daß es des Menschen nicht unwürdig sei, begangenes Unrecht aufzudecken und zu bekennen; dadurch ist sein weitverbreitetes Buch eine Quelle des Segens für viele schon geworden, die gleich Augustinus sich von Gott weit, weit entfernt hatten, und noch heute predigt der große Kirchenlehrer — nach 1500 Jahren — durch dieses goldene Buch allen, die nach demselben greifen.

Er erzählt uns darin auch, was ihn verdarb. Vor allem war es die Lektüre schlechter Bücher, das Besuchen gottloser Theatervorstellungen, ganz besonders aber der Umgang mit ausgelassenen Kameraden. Darüber schreibt er: „Sagt der eine: „Sehen wir, tun wir's, da scheut sich der andere, nicht unverschämt zu sein.“

Was da St. Augustinus von sich selbst berichtet, trifft auch heutzutage bei tausenden und abertausenden jungen Leuten zu. Sie schämen sich, tugendhaft zu sein neben lasterhaften gleichaltrigen Jugendgenossen, und trachten daher, ihnen bald ebenbürtig zu werden. Ein guter Teil Menschenjucht ist auch dabei; man will wegen seiner Brauchheit und Unverdorbenheit nicht gehänselt und bespöttelt werden, und tut daher wie die anderen.

Da gilt bekanntlich in manchen jugendlichen Kreisen als ein starker Held, der im Alkoholgenusse das meiste leistet. Der Ruhm trinkt die andern; sie wollen nicht als Kinder verschrien sein, die nichts zu leisten vermögen. Also wird der Trunk geübt und wieder geübt, bis man gleich

istungsfähig ist und dann als vollwertig und
benbürtig anerkannt wird.

Ganz ähnlich ist's mit anderen Leidenschaften,
die hier lieber nicht aufgezählt werden mögen.
Stärker und einflussreicher als der besorgten
Eltern und Lehrer Rat und Zuspruch erweist sich
das verführerische Beispiel der Altersgenossen und
die Sucht, ja deren Beifall zu finden. Daher ist
es nicht gleichgültig, mit wem ein junger Mensch
Freundschaft schließt; Gesundheit, Jugend, Seelen-
reinheit und eine ganze Zukunft sind der Preis,
um den es sich hier handelt. Gar mancher mag
dann in Siechtum und angefaßts eines vorzeitigen
Grabes diejenigen verfluchen, die durch ihr Wort
und Beispiel ihn so weit gebracht; es ist zu spät,
er hätte sich früher von ihnen abwenden müssen.
Die ehemalige gepriesene Freiheit hat sich als ein
Joch erwiesen, das er schleppen muß bis zum Ende
seiner Tage.

Das ist ja eben ein großer Irrtum eines
Teiles der Menschheit, zu meinen, die Gebote
Gottes und die sittlichen Satzungen der Kirche
bedeuteten eine Knebelung der Freiheit des Christen-
menschen. Gerade sie sind es, die auch auf die
irdische Wohlergehen und Wohlbestehen hinzielen;
wer ihnen folgt, ist wahrhaft frei, frei von Leiden-
schaften und Unsitte, frei auch von ihren oft ent-
setzlichen Folgen und Strafen. So sagt auch
Goethe: „Freiheit ist eines der köstlichsten Güter
der Menschen, aber nur jener ist frei, welcher sich
selbst beherrscht.“

Und etwas anderes will auch die Kirche nicht
von ihren Kindern. Es irrt derjenige, der glaubt
die menschliche Freiheit bestehe in dem Vermögen,
sündigen und Böses tun zu können. Denn dieses
Vermögen ist eigentlich nur eine Ohnmacht, eine
Begrenzung der Freiheit. Bestände die Freiheit
darin, da wäre ja Gott nicht frei, der nicht sün-
digen kann. Die wahre Freiheit besteht darin,
seine Natur zu überwinden, die unordentlichen
Triebe zu bestigen, nach dem Guten zu verlangen
und zu demselben sich zu entschließen. Das ist
christliche Freiheit, deren Wert sich besonders in
ihren Folgen zeigt diesseits und jenseits.

Der Kalenderschreiber.

Im Feldgottesdienst.

(Aus Kümmerl: Krieg 1870, Freiburg, Herder.)

Es war im Herbst 1870/71, welcher uns Deut-
schen, aber auch den Franzosen auf lange Zeit hinein
unvergeßlich sein wird. In einem kleinen französi-
schen Dorfe lagen seit etwa drei Tagen deutsche
Truppen; sie durften sich einige Tage Ruhe gönnen,
nachdem Sedan gewonnen und Metz gefallen war.
Die Leute — es waren brave, süddeutsche Truppen
— hatten sich's denn auch nach Möglichkeit bequem zu
machen gesucht, wußte doch keiner, wie lange er Ruhe
hatte oder ob er nicht gar schon in den nächsten
Tagen zur ewigen Ruhe gebettet würde.

Es kam der Samstagabend, und die Mannschaften
erhielten Befehl, sich zur Kirchenparade zu rüsten
(wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf bei dem
Zustande, in dem sich die Monturen befanden);
auch wurde den ganzen Abend Beicht gehört, und als
der Sonntagmorgen heraufgekommen war, standen
die Kompagnien vor der Kirche.

Diese aber war fest verschlossen, und kein Mensch
zeigte sich in der Nähe. Der deutsche Feldgeistliche
und ein Offizier suchten und fanden schließlich den
Mesner. Der erklärte, er dürfe die Kirche nicht öff-
nen, der Maire (Ortsvorsteher) habe es untersagt.

Ein Offizier befahl ihm, zur Stelle zu bleiben,
damit man ihn zum Aufschließen habe, und verfügte
sich dann zum Maire. Dieser war in Verlegenheit.
„In einer Stunde,“ sagte er, „ist für unsere Ge-
meinde Gottesdienst — es könnte unliebsame Stö-
rungen geben, und ich stehe für nichts.“

„Aber ich stehe dafür,“ sagte der Offizier, „daß
keine Störung vorkommt. Unsere Soldaten sind dis-
zipliniert; sie wollen ihren religiösen Pflichten nach-
kommen, und dafür werden Sie ihnen Ihr Gottes-
haus nicht verweigern. In einer Stunde sind wir
fertig, Ihr Gottesdienst kann dann beginnen, und
keiner unserer Leute wird dann während desselben
Ihre Ortsangehörigen stören.“

Der Maire schob die Schuld auf den Curé (Pfar-
rer); der habe die Erlaubnis zu geben.

Der Feldgeistliche und der Offizier gingen zu dem
ärmlichen Hause des Pfarrers. Dieser erschrak nicht
wenig, als er die beiden kommen sah. Dennoch wei-
gerte er sich entschieden: er werde sich selbst vor die
Kirchentür stellen, und nur über ihn hinweg gehe
der Weg zur Kirche; er lasse in seiner Kirche nicht
protestantischen Gottesdienst abhalten.

„Aber wir sind ja alle katholisch!“ entgegnete ihm
der Feldgeistliche.

Ungläubig horchte der Curé auf. „Die Pruf-
siens sind doch Protestanten!“ sagte er.

„Lange nicht alle, ein Drittel unserer Truppen
ist katholisch,“ erklärte ihm der deutsche Geistliche.
Nicht ohne Mißtrauen gab der Pfarrer endlich die
Eintwilligung, bedingte sich jedoch aus, in der Sa-
kristei anwesend sein zu dürfen, um sich zu überzeu-
gen, daß wirklich katholischer Gottesdienst gehalten
werde. Das wurde gern bewilligt, und so ließ er
an seinen Mesner den Befehl ergehen, die Kirchen-
tür zu öffnen. Der aber fand natürlich die Schlüssel
nicht und schimpfte und verpönte die deutschen
Teufel, bis ihm endlich der Standpunkt ernstlich klar
gemacht wurde. Da bekannte er, er habe den Schlüs-
sel im Felde draußen irgendwo vergraben.

„Wenn's wahr ist!“ sagte der Offizier entrüstet.
„Nun aber ist meine Geduld aus.“ Damit forderte
er den Bürgermeister auf, ihm durch einen Schlosser
die Kirche öffnen zu lassen. Es fand sich keiner im
Dorfe. Dagegen war von den Soldaten rasch ein
waderer Bayer zur Hand, ein Schlosser, der holte
aus der nächsten Werkstat die Werkzeuge, und in
fünf Minuten war die Tür geöffnet. Mit vor daß
funkelnden Augen stand die Menge aus dem Dorfe,
welche sich unterdessen versammelt hatte, ringsum.

„Einbruch“, „Gewalttat“, „Ueberrump“ — und
ähnliche Worte murmelten die feindlichen Leute un-
ter sich. Der französische Geistliche hatte die Sakristei
geöffnet und stand unter der Tür, wie jetzt die Sol-
daten in die Kirche traten. Lautlos schritten sie
hinein, verteilten sich schweigend in der Kirche, jeder
nahm das Weihwasser, besprengte und bekreuzte sich,
und vor dem Hochaltar mit dem Allerheiligsten beug-
ten sie tief und andächtig das Knie. Die ganze Kirche
war bis in den hintersten Winkel und bis vor den
Altar gefüllt mit Militär.

Aufmerksam hatte der französische Geistliche
dies angesehen: seine Ueberraschung wuchs, wie er
sah, daß die Leute, ohne ein Wort zu sprechen, re-
gungslos dastanden und auf den Beginn des Gottes-
dienstes warteten. Kein einziger war unter den
Soldaten, der nicht sein Gebetbüchlein bei sich gehabt
hätte, um vieler Hände, die vielleicht noch vor
wenigen Tagen mehr als einen Feind getötet hatten,
schlang sich jetzt der Rosenkranz. Manche beteten
flüsternd, andere waren in Betrachtungen versunken,
wieder andere sahen sich neugierig umher in der
Kirche um: unglücklich benahm sich kein einziger.

Jetzt erklang die Sakristeiglocke, und der Feld-
geistliche im Messgewande schritt zum Altare.

Auf der Orgelbank saß schon ein Musikfundiger
in der Montur, kräftig präladierend. Der Laut der
Orgel dämpfte sich zu mäßiger Zurückhaltung, und
jetzt begannen die deutschen Soldaten ihre schlichte
deutsche Messe zu singen. Aus vielleicht achthundert
Rehlen drang es mit eherner Kraft und Schönheit:

„Hier liegt vor deiner Majestät
Im Stau die Christenschar,
Das Herz zu dir, o Gott erhöht,
Die Augen zum Altar.
Schent uns, o Vater, deine Guld
Bergib uns unsere Sündenschuld;
O Gott, vor deinem Angesicht
Verstoß uns arme Sünder nicht!“

Viele hundert Stunden weit drüber über dem
Rhein hatten die Soldaten das alte Kirchenlied ge-
lernt und gesungen in ihrer Heimat, der eine da, der
andere dort — heute legten sie auf fremder Erde von
ihrem gemeinsamen Glauben Zeugnis ab. Ob nicht
mancher dabei auch heim dachte an seine Kirche, wo
jetzt wohl zur gleichen Zeit Vater und Mutter, Bru-
der und Schwester, Frau oder Braut für ihn beteten?

Nachdem das Gloria gesungen war, folgte die
Predigt des Feldgeistlichen. Sie war kurz, aber kräf-
tig und zu Herzen gehend. Und kein Wort ging ver-
loren: mochte vielleicht mancher dabei nicht be-
sonders aufmerksam gewesen sein — Rot lehrte beten
und auf die Predigt hören. Kein Auge wandte sich
von dem Prediger bis zum Schlusse. Die heilige

Messe ging weiter. Jetzt kam das Sanctus und die
Wandlung. In lautloser Still lag die Mannschaft
auf den Knien.

Leise begann nach längerer Pause die Orgel wie-
der, und der demutvolle Gesang stieg zum Himmel
auf:

„Nicht würdig bin ich Armer
Mich deinem Tisch zu nahen,
Du aber siehst, Erbarmen,
Du aber siehst, Erbarmen,
Mein Sehnen gnädig an.
Ich glaube deinem Worte,
Vergebung ist bei dir,
Und offen steht die Pforte
Der Seligkeit auch mir.“

Der Soldat, der im Felde steht, weiß am besten,
welch besondere Bedeutung die letzten Worte für
ihn haben.

Jetzt war die Kommunion des Priesters vorbei,
die Ministranten beteten das Confitour, und zum
Altare schritten mehr als 200 Soldaten, um den
Leib des Herrn zu empfangen. Schlicht und unge-
ziert traten sie heran, eben nach militärischer Art
sich gebend, aber ihr Angesicht predigte deutlich den
heiligen Ernst, der in ihnen wohnte. Der franzö-
sische Pfarrer aber, welcher während der heiligen
Messe in dem Beistuhl neben der Sakristeitüre kniete
und alles sah und hörte, er neigte sein Haupt und
— weinte.

Waren das die Barbaren, die Ungeheuer, die
Kirchenstörer, die Gottesfeinde? — Er hatte die
deutschen Soldaten jetzt von einer anderen Seite
kennen gelernt.

Der Gottesdienst war zu Ende. Lautlos, in
strengster Ordnung, wie sie gekommen waren, ver-
ließen die Soldaten die Kirche; jeder beugte sein
Knie vor dem Allerheiligsten, ehe er ging.

Der Feldgeistliche hatte seine Dankagung voll-
endet; er wollte sich entfernen. Aber der franzö-
sische Pfarrer erwartete ihn an der Tür, zog ihn
in die Sakristei und sagte tief ernst und bewegt:
„Nun begreife ich vollständig die wunderbaren Siegi-
der deutschen Armee. Ein Heer, das so betet, ist un-
widerstehlich. O, wieviel muß ich zurücknehmen von
den Vorurteilen, die ich gegen die Deutschen hatte!
Ich bin tief beschämt. Ja, wenn wir solche Män-
ner hätten! Ist es ein Wunder, wenn die Armee
eines Landes zu Grunde geht, in welchem die Män-
ner es für eine Schande halten, zu beten und den
Sonntag zu heiligen und in welchem von den
jüngeren, die noch beten, wiederum die Hälfte meint,
dem lieben Gott eine besondere Ehre anzutun da-
durch, daß sie noch an ihn glauben? Ihren Leuten
spricht die Kraft, die Unverdorbenheit, der Glaube,
der Gehorsam aus dem Angesichte; ich will nicht
weiter damit vergleichen, wie ich unsere Soldaten
und sonstigen jungen Leute sich in der Kirche auf-
führen sehe; es ist genug, ich begreife alles. Um
unserer gemeinsamen katholischen Kirche willen
freut mich dieses herrliche Zeugnis, welches ihre
Soldaten abgelegt haben, aber um des Vergleichs
mit unsern Männern und um meines französischen
Patriotismus willen zerreißt es mir das Herz. Ja
ich begreife; ich begreife . . .!“

Das war das Ende jenes deutschen katholischen
Feldgottesdienstes vom letzten Kriege, der sogar
einen Geistlichen bekehrt hatte.

Gott sei Dank ist dieser Geist der Religiosität im
deutschen Heer nicht erloschen, ja man kann wohl
ohne Uebertreibung sagen, daß er noch lebendiger
geworden ist. Wer sich daran erinnert, wie Tausende
von jungen Leuten sich durch Rekrutenexer-
zitiien auf den Heeresdienst vorbereitet haben, wer
weiß, wie auch von Vorgesetzten auf den Be-
such des Militärgottesdienstes und den
Empfang der Sakramente gedrungen wird,
wer erfährt, wie so viele Soldaten während ihrer
Dienstzeit mit ihrem Heimatpfarrer in brieflichen Ver-
kehr bleiben und während ihres Urlaubs regelmäßig
auch im Beichtstuhl und an der Kommunionbank er-
scheinen, wer vollends sich jetzt überzeugen konnte,
wie alle ohne Ausnahme, die da zur Verteidi-
gung des Vaterlandes hinausgezogen sind,
vorher mit unserem Herrgott sich ausgesöhnt
und ihn als besten Begleiter mitgenom-
men haben in den harten Kampf, wer das alles sich
gegenwärtig in diesen ersten Stunden, die über
Deutschlands Zukunft entscheiden, der wird darin die
sicherste Bürgschaft erblicken, daß das deutsche Heer
seinen alten Ruhm, der über die ganze Erde hin-
glänzt, auch bei diesem Ringen sich bewahren wird.

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Kindererziehung. Die Zuchtmittel.

Mit dem **Strasskapitel** sind wir immer noch nicht fertig. Nicht gedankenlos, gewohnheitsmäßig und summarisch soll gestraft werden, sagten wir das letztemal. Auch die Frage, **womit** die körperliche Züchtigung ausgeführt werden soll, ist noch zu beantworten. Jedenfalls soll nicht das „erste Beste“ gebraucht werden, was leider gar manchmal geschieht, besonders wenn im ersten Zorn gestraft wird, nicht Ausklopper, Schürhaken, Besenstiel, Hundepfeife, denn das ist sicher nicht das Beste. Ich habe einmal gesehen, wie eine Mutter ihren Jungen mit dem Stielende einer Düngergabel bearbeitete, — die, nebenbei bemerkt, kurz vorher sich höchlichst darüber entrüstet hatte, daß ihr Prinz wegen wiederholter Ungezogenheiten in der Kirche einige harmlose Klapsse bekommen hatte. Es wird nichts dagegen einzuwenden sein, wenn die Eltern oder der Erzieher, die ja manchmal in die Lage kommen, auf der Stelle züchtigen zu müssen, um, wie Overberg sagt, „ein sonst unvermeidliches Uebel zu verhindern“, mit der flachen Hand — nicht aber mit der Faust — einige Schläge auszuheilen. „Am schädlichsten und zweckmäßigsten aber bedient man sich“, sagt der Pädagoge Allerer, „nach dem Rate des weisen Sirach der „Kute“, worunter man aber, wie wir dafür halten und empfehlen möchten, keineswegs ein von dünnen Reifern zusammengebundenes Beslein, sondern ein mäßig dickes Stöcklein verstehen soll“. Auch Bischof Sailer sagt (Ueber Erziehung für Erzieher), „man solle unter den körperlichen Strafmitteln für jüngere Jüglinge die Kute als das schädlichste, unschädlichste und eingreifendste im Besitz ihres Vorranges lassen, da der Gebrauch der Wölter — die einstimmige beharrende Volkssitte — sie gewissermaßen geheiligt habe.“ Auch Alban Stolz in seiner „Erziehungskunst“ spricht sich ähnlich aus. „Die zweckmäßigste Strafe . . . besteht darin, daß der junge Missetäter auf eine Bank oder einen Stuhl sich legen muß, oder gelegt wird, und dann in aller Gelassenheit und Festigkeit die bestimmten Sätze mit einem **Möhrlein** zugemessen bekommt auf den Teil des Leibes, welcher ohne Schaden scharf traktiert werden kann“ schreibt er. Damit ist auch die weitere Frage nach dem **wohin** beantwortet. „Was der Einsalt nur erscheint als ein Instrument zum Sitzen, dieses wissen harte Männer pädagogisch (erzieherisch) auszunützen.“ So lautet ein Verschen eines humorvollen Dichters unserer Tage, und wenn man auch wenig Poesie darin finden mag, daß sich das Unwetter der Strafe auf dem Pol entladen soll, welcher dem Sitze der von dem zu Strafenden verleugneten Vernunft entgegengesetzt ist, so spricht dafür doch eine alte und bewährte Praxis. Die Stärke der an der betr. Stelle vorhandenen Muskeln läßt eine empfindliche Züchtigung ohne Schaden zu, und die dabei notwendige, gebeugte und gedemütigte Leibeslage des der Beugung und Verdemütigung sehr bedürftigen jungen Missetäters dürfte sich nicht als unwirksam erweisen. Bei der Gelegenheit wollen wir noch eine Mahnung von **Alban Stolz** hersehen, die vielleicht auch hier und da angebracht ist. „Unschön ist zwar alles Schlagen“, sagt er, „aber mit Ruten auf den entblößten Leib schlagen, ist nicht nur häßlich, sondern auch eine grobe Verletzung des Schamgefühls und eine wüste Gewalttätigkeit, die bei reiferen Kindern auch das Ehrgefühl verletzt.“ „Da man“, schreibt er weiter, „ohne diese Unanständigkeit ebenso wirksame Schläge beibringen kann, so ist es zu verwundern, wie selbst in christlichen Familien diese Art der Züchtigung vorkommen mag.“ (Fortsetzung folgt)

Einer Mutter Gebet zur Kriegszeit.

Herr, Du liehest mich auf Erden
Wadrer Söhne Mutter werden:
Sei dafür gepriesen heut!
Dein sind sie mit Leib und Leben,
Dir muß ich sie wieder geben,
Wenn Dein Wille das gebent!

Dir hab ich sie groß gezogen,
Hab durch ihrer Jugend Wogen
Tren gelenkt ihr kleines Boot.
Nun sie stark und mündig waren,
Sind sie kühn davongefahren
Auf des Kaisers erst Gebot.

Einsam bet ich in der Kammer,
Draußen weint der Kleinen Jammer,
Doch mein Herz ist still und stark.
Eine Mutter darf nicht klagen
Wenn die Söhne alles wagen
Für den Schutz der Landesmark.

Eines will ich nur erleben:
Laß sie dort als Helden stehen,
Wo Dein Wink sie hingefandt!
Such sie Dir im Schlachtgewimmel:
Ihre Seelen für den Himmel
Und ihr Herz fürs Vaterland!

Ludwig Rüdling.

Trost im Leid.

In **Birkenstein** (Oberbayern) als einsamer Sommergast! Sonst voll von Gästen! Nun leer und ausgestorben — der Krieg. Aber die Gnadenkapelle den ganzen Tag überfüllt! Heute fast lauter junge Burschen! Ueber hundert soll bis Mittag der Wallfahrtspriester schon Beicht gehört haben. Und Einer sagte mir: „So, jeh! kann's los gehen. Ich bin bereit.“ Die Nacht des hl. Glaubens! Brennende Kerzen opfern sie noch — Op'erklammen hier und dort — tote und lebende — dann hinauf aufs Rad und fort! In den Krieg!

Und so ging's fort die ganze Woche hindurch. Später Männer in gereiften Jahren mit langen Bärten und rauhem sonnenverbranntem Gesicht. Landwehrmänner! Meist das Weib an der Seite, ernst und weinend. Aber der Mann selbst! Wie von Erz! „Wenn nur die Weiber nicht weinen, die machen uns den Gang etwas schwer“ — meint einer treuherzig. Aber auch die Frau holt sich Trost und empfängt mit dem Gefährten das Brot des Lebens — ernst gehen sie heim, aber voll heiligen Opfergeistes. Die Nacht des Glaubens!

Die Männer werden immer weniger. Der Landsturm noch und solche, die später einrücken. Aber nun kommen Haufen von Frauen und Mädchen. Alle holen sich Trost und beten vor der Madonna für die Lieben draußen im Feld. Sieben Kerzen steckt eine auf. Ich frage sie: „Sechs Buben, lieber Herr und einen Schwiegerjohn“ — dann aber weint sie und sucht den Beichtstuhl auf.

Und heute, als ich fortwandere ein Bild, mir unvergesslich: Ein Kinderwagen nach dem anderen! In jedem zwei, drei Kinder. Frauen schieben die Equipage aufwärts — sind Mütter, die zur Madonna gehen und für die Männer beten. Arme Bergwerksfrauen von Hausham. Die ganze Familie hat sich Maria verlobt. „Und wenn die Männer wieder kommen, gibts ein schönes Botiobild“ — sagt die eine. „Keut loans“ — meint die andere.

Not lehrt beten — und glücklich ein Volk, das noch beten kann! Und glücklich eine Gegend, die ein solches Gnadenkirchlein hat, wie die Bergbauern, wo sie Kraft zum Kampf und Kraft zur Trennung finden. Nur der Wallfahrtspriester dort erbatmt mich in dieser Zeit. Doch andere glücklich machen, macht selber glücklich. Und ins Fremdenbuch in der Hütte hat er ein Liedchen geschrieben, das wohl Gedanken seines Herzens wiedergibt:

Fest steht und treu die Wacht am Rhein
Und oben wacht am Birkenstein
Maria mit dem Kindelein!
Und wenn sie dann wieder nach Hause gehen
Tiroler und Bayern — auf Wiedersehen!

Möchte überall in unserem Vaterland das gläubige Volk in diesen schweren Tagen hinein zu den Gnadenkapellen und Wallfahrtsorten der lieben Gottesmutter; sie wird allen, die da kommen, Trost und Hilfe spenden für das kummererfüllte Herz.

Mütter.

Ein Stimmungsbild.

In dem lauten, hastenden, fiebernden, begeisterten Berlin sehe ich ein stilles Martyrium.
Wie eine Krone liegt's auf dem Scheitel der

schlichten Arbeiterin und auf dem Haar der Aristokratin.

Ich besuchte die Gattin eines hohen Offiziers. Innerhalb vierundzwanzig Stunden waren ihr Mann und drei Söhne einberufen worden — nun war sie allein. Sie hatte nur für ihre „Bier“ gelebt. . . .

Bange schaute ich sie an. Sie war sehr blaß, aber ihre Augen leuchteten. Sie sprach auch nicht von dem herben Verlust, sie arbeitete.

„Ich will Kinder von Einberufenen zu mir nehmen“, sagte sie, „meine alte Köchin ist damit einverstanden, ich habe dann tüchtig etwas um die Ohren und reichlich zu sorgen. Mein Hausmädchen ist eine tüchtige Kraft vom Lande, die will ich für Erntearbeit beurlauben. Gerade eben sind wir beim Aufräumen des Saales, ich will Betten hineinstellen, man kann nicht wissen . . . Das kleinere Zimmer bekommt unser Plarzer für Viebesgaben. Was soll ich mit all den Räumen, es ist ja so“ . . . Ihre Stimme schwankte, und ich vollendete innerlich den Satz: „Ja, es ist leer um dich geworden, arme Mutter, aber du gehst einen guten Weg.“ —

An demselben Tage fand ich auf einer Bank in der Nähe der Siegessäule eine Arbeiterin sitzen. Die Tränen liefen ihr über das faltige Gesicht, sie versuchte hastig, sie mit dem Handrücken zu trocknen.

Ich strich sacht über ihre Schulter: „Kann ich Ihnen helfen?“ Sie schüttelte den Kopf.

„Wenn ich doch nur nicht weinen müßt“, meinte sie, „die Schwiegerdochter kommt gleich mit dem Kind zurück vom Lehrter, da fährt abends ihr Mann ab. Ich wer so jern mitgegangen, es is ja mein Ein'jer . . . zu jern . . . aber nee — ich wollt' der jungen Frau den Abschied allein jönnen. Un nu muß ich stark sind, muß vor meinen Sohn mitarbeiten, die Schwiegerdochter is man jart.“ . . .

Gut ab vor dir, tapfere Mutter.

Dein Sohn soll erst zeigen was, er draußen kann, du hast dein starkes, mutiges Herz schon bewiesen.

Still schritt sie heim. —

Im Bororte Lankwitz spielten ein paar Buben vor unserm Hause. Auf einem Ball von aufgerissenen Pflastersteinen stand der siebenjährige Anführer. „Puff!“ schrie er, mit seinem Stocke zielend, und noch einmal „Puff!!!“ So, nun seid ihr alle dot, Russen und Franzosen un Engelländer, jeh man nach Hause, ihr seid dot, ich spiele nich mehr.“

„Hör mal, du tapfere General,“ fragte ich, „weißt du auch schon, daß Lüttich gefallen ist? Eine große, feindliche Festung haben die Deutschen genommen!“

„Det kann stimmen“, entgegnete ruhig der Knirps. „Jestern is Bata abjereist, un Mutta, sagt, wenn der erst in Frankreich is, denn siejen wir egal.“

Da stapfte er hin, der blonde Junge, heim zu seiner braven „Mutta“.

Gut ab! Gut ab vor all den Müttern, die jehz so stillen, herben Kampf kämpfen, jede einzelne eine Maria mit sieben Schwertern im Herzen.

Und die doch so fröhlich sind, so voll Vertrauen. Aus ihrer Dornenkrone werden leuchtende Rosen blühen. . . .

Sei gesegnet, reiches Deutschland!

Heldentod.

Wer mutig für sein Vaterland gefallen,
Der baut sich selbst ein ewig Monument
Im treuen Herzen seiner Landesbrüder,
Und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder.
(Körner, Pring)



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei in Sulda.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonnezelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechend Rabatt. Für Offert- und Ankündigung - Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist 5 u. d. a. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Nr. 35. Sonntag den 30. August 1914. 31. Jahrg.

Inhaltsverzeichnis: Pius X. †. — Wochentagender. — Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten. — Das Kränzlein Ohnesorg. — Der blutige Lorbeer. — Unter dem Banner der Barnabegierigkeit. — Mütterleins Angebinde. — Seelenruhe unterm Kreuze. — Gebet. — Feldbrief an deutsche Soldaten. — Unsere Krieger und die vollkommene Heue.

Pius X. †

In Rom in einem stillen Gemach des Vatikans hat ein frommer, ehrwürdiger Greis seine müden Augen zur ewigen Ruhe geschlossen und der Trauerruf „Er ist gestorben“ eilt hinaus in die ganze Welt, dringt hin über Gebirge und Meere bis zu den entferntesten Küsten, bis hinein in die tiefsten Urwälder, in die ödesten Wüsten, hallt wieder in hundert verschiedenen Sprachen und all die tausende von geweihten ehernen Zungen, die tagtäglich dreimal die Menschen an die größte Liebestat des Gottessohnes erinnern, verkünden es mit mächtigem, dumpfem Schalle, daß sein Stellvertreter auf Erden gestorben ist. Während die Welt in Waffen starrt und die Völker gegen einander aufstehen in blutigem Kampf ist jenes Reich, das mit den Armen der Liebe die ganze Welt umfaßt, verwaist. Die katholische Kirche hat ihr Oberhaupt verloren, dem wir soviel unsichtbare Segnungen, fromme Fürbitten und überirdischer Behren verdanken.

Das arbeitsreiche Pontifikat Pius X. gehört nunmehr der Geschichte an. Aufgabe der Kirchengeschichte wird es daher auch sein, die Wirksamkeit des hingeshiedenen Papstes eingehend zu würdigen und sein Charakterbild in die glänzende Reihe seiner Vorgänger einzustellen. Uns kann es nur gestattet sein, einen wehmütigen Rückblick auf sein inhaltsreiches Leben zu werfen und ihm ein pietätvolles Gedenkblatt zu weihen.

Am 2. Juni 1835 erblickte Joseph Sarto im kleinen venetianischen Dorfe Riese das Licht der Welt. Seine Eltern waren schlichte Landleute, und in ärmlichen Verhältnissen wuchs er auf: in der reinen Luft eines zwar ärmlichen, aber dennoch glücklichen, weil von religiösem Geist durchwehten Familienlebens. Am 4. Mai 1852 starb sein Vater und ließ eine Witwe mit neun Kindern zurück. Damals befand sich Giuseppe Sarto im Seminar zu Padua, wo er dem Studium der Theologie oblag, das er im Jahre 1858 beendigte. Am 18. September dieses Jahres empfing er die heilige Priesterweihe. Von 1858—1867 war er Kaplan im venetianischen Dorfe Lombolo, von 1867—1875 Pfarrer von Salzano. Durch seinen glühenden Seeleneifer, seine Müdigkeit und Güte gewann er sich schon damals alle Herzen. Von 1875 bis 1884 war er Leiter des Priesterseminars von Treviso und Domherr dortselbst. Im Jahre 1884 wurde er zum Bischof von Mantua ernannt und im Jahre 1893 zum Patriarchen von Venedig, bis am 4. August 1903 Kardinal Machi von der Loggia von St. Peter das Wort hinabrief in die Menge: Ich verkündige Euch eine große Freude, wir haben einen Papst und der elektrische Funke die Kunde um den Erdball trug, daß Kardinal Sarto als Pius X. den päpstlichen Stuhl bestiegen habe.

Seine Wahl wurde in Rom und in Italien, wo man seine bischöfliche Wirksamkeit längst kannte, mit Jubel begrüßt, und dieser Jubel ging im Sturm durch die ganze katholische Welt, als die herrlichen Eigenschaften des neuen Papstes bekannt wurden. Der Erwählte war offenbar der Erlöser der Vorsehung, ein Priester nach dem Herzen Gottes, voll erleuchteten Seeleneifers, Milde, Mäßigung und besonders ein demütiger Mann.

Bei seinem ersten Eintritt in den geistlichen Stand hatte er in idealer Jugendbegeisterung sich den Wahl-



Papst Pius X

spruch des Psalmisten zu eigen gemacht „Der Herr soll mein Erbteil sein“. Ein Mann des Gebetes und des unerschütterlichen Gottvertrauens, suchte er an allen Stellen seiner priesterlichen und bischöflichen Wirksamkeit den Geist der Frömmigkeit, welcher unserer in stolzem Selbstvertrauen sich überhebenden Zeit so sehr nützt, unter Klerus wie Volk in jeder Weise zu nähren und zu fördern. Das ewige Heil der ihm anvertrauten Seelen ging ihm über alles, in tiefem Schmerz beklagte er den immer weiter um sich greifenden Abfall von Gott und Jesus Christus. Demgegenüber stellte er als die hohe Aufgabe seines Amtes die Absicht hin „Alles zu erneuern in Christus“. So hat er gewirkt im Lehramt, Priesteramt und Hirtenamt. So hat er als

Lehrer der Christenheit gewirkt in Erfüllung der höchsten Aufgabe des Papsttums, der Reinerhaltung unseres heiligen Glaubens. „Lehret die Völker alles halten, was ich geoffenbart habe!“, „Nicht ein Strichlein oder ein Punkt“ von Gottes Befehl soll verloren gehen. „Bewahre, was dir anvertraut ist, indem du verwerfliche Neuerungen im Reden und die Gegensätze der fälschlich sogenannten Wissenschaft meidest!“ Wie wurden wir so oft im Wirken Pius' erinnert an diese Worte der Heiligen Schrift! Glaubensreinheit und Glaubenskraft: das war der Leitstern in seinen Maßnahmen, die den hl. Glauben gegen Verfälschung und Umdeutung zu schützen bestimmt waren. Mit klarem Blick hat er die dem Glauben drohenden Gefahren erkannt und mit fester Hand ist er ihnen begegnet. „Alles in Christus zu erneuern!“ war der Grundsatz des Papstes in seinem priesterlichen Wirken. Das bekunden vor allem die Dekrete über die tägliche Kommunion und über die Kinderkommunion. Er wird in der Geschichte fortleben als der Papst der hl. Eucharistie. Seine hohepriesterliche Hand hat den Tabernakel weit geöffnet und eine Fülle heiliger Anregungen ist seitdem vom Altare ausgegangen, deren Früchte die kommenden Jahrzehnte schauen werden. Bei einem Rückblick auf diese Wirksamkeit des hl. Vaters für die Vertiefung des religiösen Lebens erinnert man sich an ein Wort, das ein deutscher Biograph, Msgr. de Waal, bei der Thronbesteigung Pius X. niedergeschrieben hat, um dessen Wirken im Vergleich zu seinem Vorgänger auf dem Stuhle Petri, Leo XIII., Ausdruck zu verleihen. „Wenn der Baum unter Leo seine Blätterkrone mächtig entfaltet hat, dann wird er unter Pius X. seine Wurzeln tiefer in das Erdreich senken und den Stamm und die Äste innerlich stärken.“

Dankbar werden dem hl. Vater sein all die Kinder, die unter seiner Leitung und Ermunterung schon im zarten Alter zur ersten hl. Kommunion geführt sind, für die Fülle der Gnaden, die dadurch ihnen zu teil geworden, dankbar all die Männer und Frauen, Junglinge und Jungfrauen, die seiner Mahnung gefolgt sind, recht oft zur heiligen Kommunion zu gehen, die ihnen Stärkung in den schweren Kämpfen unserer Tage, himmlischen Trost und Freude gebracht. Alles erneuern in Christus.

Das war auch Pius' Arbeit im Hirtenamt. Darauf zielte seine Sorge um Vertiefung der Ausbildung und Religiosität der Kandidaten des Priestertums, seine Sorge um die katholischen Männer aller Stände und besonders des Arbeiterstandes, sein Wirken für die katholischen Vereine, verbunden zugleich mit umsichtiger Rücksichtnahme auf die Verhältnisse in unserem deutschen Vaterlande. Auch die Laienwelt ist nach der Auffassung des hl. Vaters mitberufen, an der Erneuerung der Welt in Christo mitzuwirken. „Nicht bloß den Geistlichen, sondern allen Gläubigen“, so sagt Pius X. in seinem ersten Rundschrei-

ben, „obliegt die Pflicht, der Sache Gottes und der Seele zu dienen, natürlich nicht nach eigenem Ermessen und Belieben, sondern immer unter Führung und Gutheißung der Bischöfe. Denn niemand ist befugt, in der Kirche das Vorsteheramt auszuüben, zu lehren und zu leiten, als jene, welche der hl. Geist gesetzt hat, die Kirche zu regieren.“ (Apg. 20, 28.) In diesem Sinne wollte der hl. Vater auch das katholische Vereinswesen geschützt und gefördert wissen und dankbar hat er das Wirken jener Männer anerkannt, die im öffentlichen Leben tätig sind. So hat der hl. Vater immer von dem einen Ziel des „Alles erneuern in Christus“ geleitet während seiner 11jährigen Regierung eine bewundernswerte, eifrige Tätigkeit entfaltet. Mit apostolischem Freimuth hat er überall die Wahrheit verkündet, und mit heiligem Eifer ist er für die Reinerhaltung des Glaubens eingetreten. Aber auch an die Mängel und Fehler unserer Zeit hat er mit väterlich liebendem Herzen seine heilende Hand gelegt, wenn er dabei auch auf mannigfachen Widerstand stieß. Ueberhaupt ist ihm der Kelch der Leiden nicht erspart geblieben. In Frankreich hat die Regierung die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt, in Portugal kam es zu einer blutigen Katholikenverfolgung, Spanien geriet, wenn auch nur vorübergehend, ins katholikenfeindliche Fahrwasser und in Italien triumphtierte, leider jahrelang der Logenhauptling Nathan. Das hat dem Herzen des heiligen Vaters wehe getan, wenn er sich auch gesagt hat, daß die Kirche der Kämpfe bedarf, um zu siegen der Verfolgungen und Leiden, um über die Pforten der Hölle zu triumphieren. Was die Torheit ihrer Feinde für den Sturz der Kirche hält, dient zu ihrem Wiederaufbau; in Reichthum und Ruhe würde sie des Kreuzes vergessen, in dem ihre Stärke und die Quelle ihrer Kraft und ihres Heiles ist. So steht das Bild des toten Papstes vor unseren Augen. Ein Mann, der mit einer sprichwörtlich gewordenen Liebe, Milde und Güte gegen die Menschen eine unbeugsame Festigkeit und Energie verband, jene Hoheit und jenen Startmut der Seele, welcher weder durch Schmeicheleien verlockt noch durch Drohungen geschreckt werden kann und allen ungerechten Zumutungen das unveräußerliche ewige Recht entgegensetzt; ein Mann mit der opferwilligsten Liebe gegen die Armen, Bedrängten, Verlassenen, der allen alles werden wollte. Und zu diesen herrlichen Eigenschaften gesellte sich eine lautere und innige Frömmigkeit, die ihm Auge und Antlitz verklärte und die jeden rührte, der ihn im Gebete, in der Betrachtung oder bei irgend einer gottesdienstlichen Handlung sah, oder der das Bild hatte, vor ihm zu erscheinen, mit ihm reden zu dürfen, von ihm gesegnet zu werden. Alle Tugenden zierten ihn, kein Flecken und kein Mäkel lastete auf seinem Charakter und auf seiner Seele. Tadellos, erhaben als Priester und Papst, wird er fortleben in der Geschichte und im Gedächtnis der katholischen Christenheit. „Möge ihm der ewige Hirt und Bischof unserer Seelen die Liebe, mit der er die ihm anvertraute Herde in so bedrängter Zeit geweidet hat, mit der unverwiltlichen Krone und der verborgenen Sonne der himmlischen Glorie lohnen, deren baldigen Besitz wir ihm durch unser inniges fürbitendes Gebet erstehen wollen.“ R. I. P.

Wochentalender.

- Sonntag, 30. August, 13. n. Pfingsten, Rosa von Lima, Jastr., Felsig, M.
- Montag, 31. August, Raymond, Bekenner.
- Dienstag, 1. September, Regidius, Abt.
- Mittwoch, 2. September, Stephan, König.
- Donnerstag, 3. September, Messe vom Tage. Mansuetus.
- Freitag, 4. September, Rosalia, Jungfrau.
- Samstag, 5. September, Laurentius, Justin, Bekenner.

Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten.
Jesus heilt zehn Aussägige.

Evangelium Luk. 17, 11-19.
In jener Zeit, als Jesus nach Jerusalem reiste, ging er mitten durch Samaria und Galiläa. Und als er zu einem Flecken kam, begegnete ihm zehn aussägige Männer, die von ferne stehen blieben. Und sie erhoben ihre Stimme und sprachen: „Jesus, Meister, erbarme dich unser!“ Und da er sie sah, sprach er: „Gehet hin, zeigt euch den Priestern.“ Und es geschah, indem sie heimgingen, wurden sie rein. Als aber einer von ihnen sah, daß er rein sei, lehnte er um, lobte Gott mit lauter Stimme, fiel auf sein Angesicht zu dessen Füßen und dankte ihm. Und dieser war ein Samaritaner. Da antwortete Jesus und sprach: „Sind nicht zehn gereinigt worden? Wo sind denn die neun? Keiner findet sich, der zurückkame und

Gott die Ehre gäbe, als dieser Ausländer.“ Und er sprach zu ihm: „Steh auf und geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.“

Das Kräulein Ohnesorg.

Vor der Priester in der heutigen Messe den Kelch abdeckt, spricht er aus dem Psalm 30 das folgende schöne Gebet: Auf dich o Herr, setze ich mein Vertrauen, ich sage: du bist mein Gott in deinen Händen liegt mein Schicksal.

Mit diesen Worten hat der Psalmist uns ein Kräulein verraten, das nicht auf Bergen oder Wiesen wächst, das nicht Stengel hat noch Blätter, ein geistiges Kräulein zur Erquickung der Seele: ich meine das Kräulein Ohnesorg.

Der Heiland selber hat dies köstliche Kräulein vom Himmel gebracht und der staunenden Welt bekannt gegeben. Erinnere dich an die Mahnung, die er an uns alle gerichtet hat: seid nicht besorgt für euer Leben, was ihr esset, noch für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise und der Leib mehr als die Kleidung? Betrachtet die Vögel des Himmels: sie säen nicht, sie ernten nicht in Scheunen, und euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht viel mehr als sie? Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht und spinnen nicht; und doch sage ich euch, daß selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht gekleidet war wie eine von ihnen; wenn Gott also das Gras, welches heute da steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, wie vielmehr euch, ihr Kleingläubigen? Saget also nicht: was werden wir essen, was werden wir trinken, was werden wir anziehen? Euer himmlischer Vater weiß ja, daß ihr das alles braucht; suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und dies alles wird euch zugegeben werden. (Math. 6, 33).

Ein andermal beschreibt der Heiland das Kräulein Ohnesorg also: Verkauft man nicht fünf Sperlinge um zwei Pfennige, und nicht einmal einer von ihnen ist vergessen vor Gott? Sogar die Haare eures Hauptes sind alle gezählt. (Luk. 12, 6.)

Auch ist das Kräulein Ohnesorg mit einem Vorkommnis aus dem Leben Jesu aufs engste verknüpft wie der Apfel mit dem Zweige. Kam Jesus einst in einen gewissen Flecken, und ein Weib namens Martha nahm ihn auf in ihr Haus; sie hatte eine Schwester namens Maria; diese setzte sich zu den Füßen Jesu und hörte auf sein Wort. Martha aber machte sich viel zu schaffen, um den Herrn reichlich zu bedienen. Da stand sie hin und sprach: Herr, kümmerst es dich nicht, daß meine Schwester mich allein dienen läßt? Sag ihr doch, daß sie mir helfe! Und es erwiderte Jesus und sprach: Martha, Martha, du bist besorgt und bekümmert um gar viele Dinge; eins nur ist notwendig; Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht wird genommen werden. Luk. 10.

Martha ist das Kräulein Bielsorg. Wie eine Ameise rennt sie hierhin, dorthin, läuft bald in die Küche, bald in die Kammer, bald in den Keller; sie denkt nach, was sie dem Herrn alles aufstischen wolle, und ob sie auch seine Lieblings-speise treffe. Sie zündet Feuer an, setzt den Topf auf den Herd, läßt die Schüsseln aufmarschieren, pflanzt sie wüchtig auf den Tisch. Wie sie nun wahrnimmt, daß ihre Schwester in aller Gemächlichkeit dasitzt und nicht einmal einen Finger rührt, da schwillt ihr die Zornesader, und wie das Wasser aus der Dachtraufe, schießt aus ihrem Munde das Wort: Herr, kümmerst es dich nicht, daß meine Schwester mich allein aufwarten läßt? Sag ihr doch, daß sie mir helfe! — Doch bald wurde ihre Hitze gedämpft, und sie bekam ihren Denkfettel: Martha, Martha, du bist besorgt und bekümmert um gar viele Dinge; doch nur eins ist notwendig.

Martha aber ist das Kräulein Ohnesorg. Wie ein Hündlein zu den Füßen seines Herrn sich niederbuckt und, jeden Winkes gewärtig, zu ihm emporsteht, so saß Maria zu den Füßen ihres Meisters. Sorglos wie ein Kind auf den Mutterarmen ruhte sie an der Seite Jesu. Es ist ihr so wohl gewesen, wie einem Böglein, das auf den Zweigen sich sonnt. Nur eine Sorge beschäftigte ihren Sinn: dem Herrn Freude zu bereiten, seine Lehren zu vernehmen, in seiner Kenntnis und Liebe zu wachsen. Diese Sorge zerstreut nicht, sondern sammelt, erkaltet nicht, sondern erwärmt, quält nicht, sondern erquickt und erfreut. Und dafür bekommt sie auch vom Herzenkennner ein Lob, das fortklingt durch ewige Zeiten: Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht wird genommen werden.

Der Sorgen wachsen jetzt viele in den Gemütern, mehr als Disteln auf einem Steinhaufen. Der Krieg hat sie herausgeschworen, wie ein Sturm die Wolken aufjagt. Der Sohn, der Gatte, der Bräutigam, der Vater, der Freund mußte fortziehen in den männermordenden Krieg. Da sausen die Kugeln, plagen die Bomben, starren die Bajonette. Wie bange schlägt beim Gedanke daran so manches Mutterherz um ihren Sohn. Wie wird es ihm vor dem Feinde ergehen? Wird er tot auf der Wahlstatt niedersinken oder wird er verwundet weggetragen oder wird er mit gesunden Gliedern wieder zurückkehren? — Da kannst du in mancher Nacht kein Auge schliefen und das Weinen ist dir alleweil näher als das Lachen. Ich verstehe das alles, es ist menschlich und begreiflich. Aber tu das Gute nicht zu viel, verständige dich nicht durch ein Uebermaß. Im Gegenteile, verbanne den Kummer aus deinem Herzen, und blicke heiter und sorglos wie vom Himmel die Sonne. Der Heiland will es, verlanget es von dir, belohnt dich dafür. Die Apostel predigen das gleiche. Ich will, schreibt Paulus, daß ihr ohne Sorgen seid. 1 Kor. 7, 32. Und wiederum ruft er uns zu: seid ja nicht besorgt, sondern laßt in Gebet und Flehen eure Anliegen kund werden vor Gott. Und der Friede Gottes, der alle Begriffe übersteigt, behüte eure Herzen und eure Sinne in Christus Jesus. Phil. 4.

So nimm denn, liebe Seele, das Kräulein Ohnesorg und laß ihm in deinem Herzen alle Pflege angedeihen. Kannst du aber nicht ganz ohne Sorge sein, so wirf nach der Mahnung des Apostels fürchten deine Sorge auf den Herrn. Nur eine Sorge beschäftige deine Gedanken: daß du den Willen Gottes erfüllst, seine hl. Gebote beobachtest, deine Standespflichten erfüllst, in die Prüfungen des Himmels dich schickst. Fürchte Gott, halte seine Gebote, rufe ihn an in vertrauensvollem Gebete und dann sei ohne Sorge. Der Burgpfarrer.

Der blutige Lorbeer.

Der Schriftsteller Augustin Wibbelt hat ein Büchlein geschrieben mit dem Titel „Ein Trostbüchlein vom Tode.“ Darin steht auch ein Kapitel, überschrieben: Der blutige Lorbeer. Es paßt so recht in unsere Zeit. Darum sei es hier hergeleitet. Die Erinnerungen meiner Kindheit reichen in die Zeit des großen Krieges zurück. Noch tönen mir die Glöden in den Ohren, die mit jubelnden Klängen glorreiche Siege hinausriefen in die deutsche Bunde; noch sehe ich die alte Frau, die in der Kirche vor der schmerzhaften Mutter zusammenbrach mitten in der weinenden Gemeinde, weil ihr einziger Sohn bei Grabelotte gefallen war. Was ist es doch für eine schreckliche Zeit, wenn fiebernde Augen die Verlustlisten durchjagen, wenn fast in jedem Hause und in jeder Hütte zitternde Herzen schlagen in bangem Weh. Was ist es doch für eine glorreiche Zeit, wenn Vaterlandsliebe und Heldensinn zum Himmel lobern, wenn die innersten Kräfte eines ganzen Volkes herrliche Auferstehung feiern! Ein Frühlingstraufen geht durch das Land. Das Leben trägt ein hehres Feierkleid und der Tod teilt Lorbeerkränze aus. Wie kostbar ist der Lorbeer, wie schwer zu erlangen in ruhigen Tagen! Jetzt grünt er an den

Begen, aber kostbar ist er noch, er will mit Blut er-
kauft sein. Tausend junge Hände strecken sich aus
nach seinen edlen Zweigen, der eine pflückt ihn leicht
und schnell, der andere mühsam, nach langem Rin-
gen — aber blutig sind alle seine Zweige.

In hundert Gestalten geht der Tod über das
Schlachtfeld. Hier springt er wie ein Tiger aus dem
Dickicht, das sein Opfer mit einem Schlage nieder-
wirft. Dort saugt er wie ein Vampyr das Blut in
langsamem Zügen aus dem zerrissenen Leibe Mit-
unter treibt er sein grausames Spiel: er läßt seine
Beute schmachten in stundenlanger Qual. Der Lärm
der Schlacht ist längst entschlafen, die Sonne geht
auf, die Lerche steigt ihr entgegen — unten im zer-
tretenen Lehrenfeld stöhnt ein verlassener, verlorener
Mensch, der nicht leben und nicht sterben kann, er
seufzt nach seiner Mutter, die in der fernen Heimat
mit schwerem Herzen umhergeht. Und die sinkende
Sonne legt um die bleiche Stirn den blutigen Lor-
beer. O schreckliche, o glorreiche Zeit!

Wie soll man ihn nennen, den Krieg? Den straf-
fenden Bürgengel, den Gottes Zorn über die Län-
der schickt? Die wilde Furie, die, der Hölle ent-
stiegen, reichen Segen zerritt und die beste Kraft
vernichtet? Oder den großen Erwecker, der mit eiserner
Faust das Leben zu neuen Höhen führt? Viel-
leicht hat er von allem etwas an sich. Doch wir
kennen uns, wenn er seines Weges geht.

Nun schlafen die Helden, die in freier Luft ihre
Leben ausgehaucht haben, auf freiem Felde; der
Pflug geht über die Gräber und grüne Saaten lei-
gen auf. In der Heimat drüben schauen schwarze
Kaseln von den Wänden und künden mit goldenen
Bettlern die teuren Namen. Die Jahre gehen hin
und bringen das Vergessen. Nur die und da kniet
noch ein graues Mütterlein, wenn der letzte Orgel-
klang längst verklungen ist, einsam im stillen Heilig-
tum und betet mit lautlosen Lippen und gefenkten
Augen, ein stilles Beichten auf dem gefalteten Ant-
litze. Ein Mutterherz kann nicht vergessen. Aber
auch der Mütter Schmerz verklärt sich allmählich zu
einer wehmütigen Freude über den braven Sohn,
und herrlichen Helden, den der unverwelkliche
und blutige Lorbeer schmückt.

Unter dem Banner der Barmherzigkeit.

Luftig weht die weiße Flagge mit dem roten
Kreuz über den Parkwipfeln. Der starke
Goldglanz der Augustsonne umflutet sie; weiße
Falter umgaukeln sie, und die Schwalben schießen
friedlich über sie hin in heller Daseinsfreude. Sie
wissen ja nichts von Not und Tod. Wissen nichts
von dem schrecklichen Ungeheuer des Krieges, das
seine Höhle verlassen hat und verderbenbringend
über den Erdball kriecht.

Das Ärmchen, worauf die Fahne der Barm-
herzigkeit weht, gehört zu einem Frauenkloster.
Einsam liegt es am waldigen Hügelhang der
Grenzstadt. Friedlich arbeiteten in seinen Mauern
die Himmelsbräute an der Seelenrettung gefähr-
deter Jugend. Nur von ferns hört man hier an
friedlicher Stätte das Toben des Kriegsungetüms.
In den Lüften surren die Propeller von Flug-
zeugen aller Art. Die ziehen in schnellem Fluge
dahin und werfen ihre Signalkugeln wie leuch-
tende Sterne vom friedlichen Sommerhimmel.
Und die frommen Schwestern denken in bangem
Herzen an das heilige Wort von den Zeichen, die
am Himmel sein werden.

Die Straßen in der Nähe des Klosters dröhnen
vom ehernen Gleichschritt der Regimenter. In
unaufhörlicher Folge ziehen sie dahin. Alle sind
in den schmutzen seldgrauen Uniformen, alle ohne
Ausnahme haben das Leuchten heiliger Kampfes-
freude in den Augen. Und die gleiche Begeisterung
strahlt zurück aus den Augen der Umstehenden:
der Greise, Frauen und Kinder. Lieb Vaterland,
magst ruhig sein! Da reiten stolz und sicher, wie
eherne Standbilder die Dragoner auf ihren Pracht-
rossen; da ziehen die Regimenter der braven,
unscheinbaren aber todtreuen Infanterie; da
fliegen die Kolonnen der Manen; da rücken die
schmutzen Jäger an. Jetzt sprengen die schwarzen
Husaren auf ihren schnellen schneeweißen Pferdchen
heran. Und nun gittert die Erde wie ein banges
Bebewesen, die Häuser bebend, die Herzen der

Menschen schlagen höher in ehrfürchtiger Be-
wegung: die Artillerie mit dem schweren Geschütz
zieht auf. Da verstummt jäh alles Gespräch.
Ein jeder fühlt in rieselnden Schauern die
Majestät des Todes, der da geheimnisvoll vor-
überzieht.

Die Schwestern im stillen Kloster sehen nichts
von alledem.

Sie hören nur ganz von fern den unaufhörlichen
dumphen Widerhall der Kanonen wie böses Drohen
einer erzürnten Urmacht. Die Feuerschlände sprechen
da hinten über den Grenzwäldern ein ernstes Wort
gerechter Abrechnung mit feigen Mordmördern.
Mit Teufeln, die schlimmer als wilde Bestien unsere
todestrotigen Söhne und Brüder tödlich aus dem
Hinterhalte gemordet, hilflose Verwundete und
Sterbende gequält haben. Die Schwestern im
stillen Kloster warten derweil auf den Beginn
ihres Werkes der Barmherzigkeit. Und mit ihnen
— Gott sei's gedankt! — tausende und aber-
tausende deutscher Frauen, Mädchen und Knaben.
Die sind aufgesprungen von müßigem Geländel
und kindlichem Spiel im selben Augenblick, da
das Vaterland rief und haben sich besonnen auf
ihre heiligen Pflichten der Liebe und Barm-
herzigkeit.

Ach, es währte nicht lange, da wurden die
ersten Garben ins Vaterland gebracht, die der
Schnitter Tod auf blutigem Plan geerntet. Auch
in das stille Kloster am waldigen Hügel. In
großen Baskautos haben die Ärzte die Verwundete
von den rauchenden Trümmerfeldern, die einst
blühende Orte waren, geholt. Gott sei dank, daß
die treue blutige Last endlich daheim ist unter dem
Schutz des Kreuzes. Mit gespanntem Revolver
haben die Ärzte sich die Wege durch die Trümmer-
stätten freihalten müssen. Nun können die Bräute
Christi unter ärztlicher Leitung ihres Amtes
walten.

Wieviel Jammer und Not, aber auch wieviel
Liebe sehen da die friedlichen Klostermauern!
Hier liegt ein junger Jäger aus dem Spreewald,
ein Leutnant der Reserve. In Friedenszeiten war
er Regierungsbauführer. Der rechte Arm ist ihm
kurz und klein zerschossen. Nun wird er nie mehr
Zirkel und Zeichenstift halten, nie mehr in seinem
Berufe tätig sein können. Eine junge Schwester
sitzt am Bette eines schwerverwundeten Landwehr-
mannes. Sie schreibt nieder in einem Brief an
seine Frau, was der Mund des Sterbenden
stammelt. Einem jungen Reservisten sind Stirn
und Augen fest verbunden. Die Binde über den
Augen macht ihm keinen Unterschied zwischen Tag
und Nacht: er wird nie mehr Gottes goldene Sonne,
nie mehr die grünen Fluren seiner holsteinischen
Heimat, nie mehr das Licht der Liebe in den Augen
der Seinigen leuchten sehen: ein Granatsplitter
hat ihm die Augen zerstört. Eine ganze Reihe ist
in den Rücken getroffen von Meuchelmördern. Den
Ärzten loht heiliger Zorn aus den Augen über
die Greuelthaten, während sie schnell und geschickt
die Wunden verbinden.

Im Saale der Leichtverwundeten stehen und
sitzen die Verbundenen an den Fenstern. Sie schauen
über die Baumwipfel sehnsüchtig nach Westen.
Von dort kommt unaufhörlich der eindringliche
Werberuf der Kanonen, da kämpfen die Kameraden
auf welschem Boden für die deutsche Ehre! Nur
fort! Hinaus! Auf's neue hinaus auf den grünen
Plan der Ehre, wo die roten Todesrosen blühen!
Es sind auch einige wallonische Verwundete im
Kloster. Einem fehlen beide Arme. Er verlor sie,
als er eine Bombe aus dem Hinterhalt schleuderte
— Gottes Finger wandte sich gegen ihn. Auch die
irdische Gerechtigkeit wird ihn erreichen.

Im Chor der Kirche liegen die alten, vom
schweren Lebenswerk im Dienste der Barmherzig-
keit übermüde gewordenen Nonnen auf den Knien
und beten unaufhörlich um Rettung des geliebten
Vaterlandes aus Kriegsnot und Gefahr, um Trost
für Verwundete und Sterbende, um des Himmels
Seligkeit für die Gefallenen, für Freund und
Feind. Ueber dem Kloster am Hügelhang flattert
die Fahne mit dem Kreuz. Und die Nacht zieht
herauf und mit ihr das friedliche Leuchten von

Gottes stillen Sternen. Es schreibt seine Zeichen
an den Himmel heute wie alle Tage uns zur
Beruhigung und zum Troste: Ueber den Sternen
wacht einer, der die Geschichte der Menschheit in
Vaterhänden trägt und der die nicht verlassen
wird, die, wie unser Kaiser und sein Volk, auf
ihn vertrauen und ihn „bekennen vor den Menschen“.

Mütterleins Angebinde.

2. August 1914. Erster Mobilmachungstag.
Überall herrscht reges Leben und Begeisterung.
Auf dem Bahnhof zu N. wimmelt es von Krie-
gern, die dem Ruf des Vaterlandes zu den Waf-
sen mit willigem Herzen folgen. Ich steige in ein
Kupe und finde gerade noch Platz. Mir gegen-
über sitzt in strammer Uniform ein Leutnant.
Nicht Angst und Furcht spiegelt sich in seiner
Augen wieder, sondern Begeisterung und Sieges-
zuversicht. Bald kommt zwischen ihm und mir
ein Gespräch in Fluß, wir reden von dem und
jenem und unter anderem auch vom Abschied von
zu Hause. Da werden des Kriegers Lüge ernst;
er erzählt von seinem alten Mütterlein, das er
soeben in N. zurückgelassen habe und bewegt
greift er nach längerem Gespräch mit seiner Rechten
an die linke Brustseite, wo unter dem Waffenrock
ein Herz schlägt.

„Greifen Sie einmal hierher!“ forderte er
mich auf.

Ich komme seinem Wunsche nach und fühle,
daß an dieser Stelle etwas in den Waffenrock
eingenäht sein muß.

„Wissen Sie, was das ist?“ fragte er fast
freudig lächelnd.

Ich verneinte es; da leuchtete sein Auge auf
und er spricht: „Sehen Sie, hier hat mir mein
gutes altes Mütterlein ein — Skapulier in den
Waffenrock genäht. Gott schütze sie und mich!“

Tiefe Bewegung überkommt ihn und mich und
unser Mund verstummt . . .

Seelenruhe unterm Kreuze.

Der Kampf ist beendet, der eberne Mund der
Kanonen verstummt, der Pulverdampf vertreibt, der
Schlachtruf und Trompetenschall verhallt. Ein
Friede sonderbarer Art ruht über dem Schlachtfeld.
Das Leichenheer der Toten, das Stöhnen und Klä-
gen der Verwundeten im Dunkel der Nacht macht
den Samariterdienst eines Neulings etwas unheim-
lich. Da, etwas abseits, erblickt man unter einem
Feldkreuz noch einen toten Soldaten. Den Klei-
dern sieht man es an, daß er nur mit größter Kraft-
aufwand sich dahin geschleppt hatte. Sein rechter
Arm umschlingt den Sockel des Kreuzes, das blut-
überströmte Haupt mit seliglächelnder Miene ist an
den Kreuzesbalken gelehnt, während er in der linken
Hand seinen Rosenkranz und ein aufgeschlagenes
Gebetbuch hält. Ehrfurchtsvoll beugt man sich nie-
der und mit Hilfe des spärlichen Laternenscheins
konnte man auf der aufgeschlagenen Seite lesen:
„Dankgebet nach errungenem Siege“.

Gebet.

O Herr, wir heben zu dir auf die Hände,
In dessen ewiger Macht wir alle stehen.
Sei unser Hort — an großer Schicksalswende
Hör unseres Volkes unermüdblich Flehen.
O Herr, wir ziehen für gerechte Sache —
Und treu dem Bunde das geweihte Schwert.
Wir haben dieses Mordens blut'ge Lache
Und dieses Völkerverwundens nicht begehrt!
Verrat und Untreu haben sich erhoben! —
Hilf unseren Waffen, Herr Gott, Zebaoth.
Daß wir im Siege deine Gnade loben. —
Gerechter Sache hilf — gerechter Gott.

Zur Beachtung.

Schicke diese Nr. des Bonifatiusboten, oder
wenigstens die drei Seiten 138, 139 und 140 als
Feldpostbrief (kostet kein Porto) an deine
Angehörigen, die in den Krieg gezogen sind, sie
werden viel Augen davon haben.

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Feldbrief an deutsche Soldaten.

Der berühmte Volkschriftsteller Alban Stolz hat 1870 den im Kriegsdienst stehenden deutschen Truppen einen Feldbrief (Freiburg, Herder), gewidmet, der trotz einiger Kürzungen in seiner markigen Sprache heute den gleichen Eindruck machen dürfte, wie im letzten großen Kriege:

In meiner Jugend kannte ich einen pensionierten Oberst. Dieser hatte all die ungeheuren Kriege zur Zeit Napoleons mitgemacht, und zeichnete sich durch Verstand und Tapferkeit so aus, daß er zuletzt Oberst und Kommandant wurde. Dieser Mann erzählte mir, er sei in den vielen Schlachten, die er mitgemacht hatte, auch nicht ein einziges Mal verwundet worden; sprach mir aber auch seine Ueberzeugung aus, daß er dies dem Schutze Gottes zu verdanken habe. Es war nämlich seine Gewohnheit, jedesmal beim Beginn der Schlacht den Schutz des Allmächtigen innerlich anzurufen. Ich will damit nicht sagen, daß jeder Soldat, welcher betet, wenn es in das Treffen geht, deshalb sicher sei, daß ihn keine Kugel treffe. Aber die Versicherung haben wir durch die hl. Schrift, „Denen, die Gott lieben, gereicht alles zum Besten.“ Wenn also ein Soldat im Krieg mit Gott im Frieden ist, wenn er keine schwere Sünde auf dem Gewissen hat, tut, was seine rechtmäßigen Obern kommandieren, und wenn er innerlich alle Tage sein Gebet zu Gott sendet, der kann ruhig und fest darauf losgehen. Selbst wenn er zu Schanden geschossen werden oder das Leben verlieren sollte, so verliert er es nur, weil ihm das von Gott so gefehlt ist und zwar zu seinem Besten, zu seinem Heil in der Ewigkeit, wohin doch jeder früh oder spät einberufen wird. Der Krieg ist kein Würfelspiel, nicht im großen ganzen und nicht bezüglich des einzelnen Soldaten; Gott hat alles in seiner Hand, und wenn kein Sperling vom Dache fällt und all Haare des Hauptes gezählt sind, so ist auch jeder Mann im Feld von Gott gezählt und fällt nicht ohne sein Wissen.

Nun fürchtet der rechtschaffene Soldat freilich den Tod nicht; aber wenn er ein Christ ist, so kennt er auch auch den Bibelspruch: „Es ist jedem Menschen bestimmt, einmal zu sterben, und nach dem Tode kommt das Gericht.“ Darum wird er suchen, sein Gewissen in Ordnung zu halten, damit er auch das Gericht nicht zu fürchten hat. Es ist ein schönes gründlich wahres Wort von Schiller, gleichsam wie besonders für den Soldaten im Krieg gesagt:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht;
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.“

Vor der Schuld möchte ich euch warnen, die den Tod böse und das Gericht schrecklich macht. Im Krieg kommen an den Soldaten leicht Sünden, an die er im Frieden gar nie gedacht hätte. Fast jeder hätte sich zu Haus ein Gewissen daraus gemacht, einem anderen auch nur einen Groschen heimlich oder gewaltsam zu nehmen oder ihm die Fenster einzuschlagen oder einem wehrlosen Menschen einen Messerstich zu geben. Aber im Kriege kommt der Soldat leicht in Versuchung, daß ihm Eigentum, Leib und Leben der Nebenmenschen wenig mehr gilt und er in dieser Beziehung die Gewissenhaftigkeit verliert, welche er in der Heimat sonst gehabt hat. Der Krieg ist eben ein schreckliches Geschäft in Feuer und Blut; wenn dann der Soldat selbst oft die fürchterlichsten Strapazen ausstehen muß, keine Stunde des Lebens sicher ist, und wenn er auch selber nicht getroffen wird, aber sehen muß, wie so viele liebe Kameraden neben ihm niederstürzen, und wenn er hört, wie da und dort Grausamkeiten an verwundeten Deutschen verübt worden seien, da kann mancher in wilden Zorn kommen und zerstören, verwüsten, niederschmettern und selbst an wehrlosen Menschen Raub oder Mord begehen.

Das ist aber ein großes Unglück, und zwar für den noch mehr, der solches verübt, als für den, welchen es trifft, denn „der Uebel größtes ist die Schuld“. Wenn du dem Feind gegenüberstehest und tapfer kämpfst, da tust du deine Pflicht als rechtschaffener Soldat; wer aber auf eigene Faust am Eigentum und Blut wehrloser Menschen sich vergreift, oder wer keine Pardon gibt, wenn der feindliche Soldat darum bittet, der hat eben Raub oder Mord auf dem Gewissen, so gewiß, als einer, der deswegen im Zuchthaus sitzt. Im Getös und Getümmel des Krieges hört mancher die leise Stimme des Gewissens nicht mehr stark. Aber wenn es einmal Frieden

gibt und du in die Heimat kommst, so hast du innerlich keinen Frieden. Wenn die Freunde und das Erzählen in der ersten Zeit vorüber ist, so regt sich etwas Unheimliches in der Seele, und wenn dich oder deine Familie ein Unglück trifft, so regt es sich stärker; und wenn du auf das Lodbett kommst, da regt es sich am stärksten — es fängt jener Wurm an zu nagen, von dem der Herr sagt, daß er niemals stirbt. Es kehrt mancher Soldat, wenn der Krieg zu Ende ist, in seinen Heimatsort zurück und bringt eben doch einen Schaden mit, sei es von Verwundung, sei es von den Strapazen, der ihm sein Leben lang Breiten macht und den zuletzt nur der Tod kuriert. Aber das ist ein unendlich geringeres Uebel, als wenn du einen Schaden an der Seele mit nach Hause bringst. Die Tapferkeit ist eine schöne Tugend des Mannes im Krieg und wird oft mit Ehrenzeichen auf Erden belohnt; die Menschlichkeit ist aber eine noch schönere Tugend und wird von Gott mit ewigen Ehrenzeichen belohnt. Uebrigens vertragen sich Tapferkeit gegen den wehrhaften Feind und Menschlichkeit gegen den Wehrlosen ganz gut miteinander. Nun weiß ich wohl, ein Soldat im Felde hat nicht lange Zeit und Lust, viel zu lesen, darum will ich die Hauptsache noch kurz und fest zusammenpacken:

Es gibt noch ein schärferes Gericht, als ein militärisches Kriegsgericht, das ist das Gericht nach dem Tod, vor dem Herrn der Heerscharen. Dort braucht es keine Zeugen und hilft kein Zeugen, und die Strafe ist unendlich schrecklicher als Verurteilung zu Pulver und Blei. Bei diesem Gottesgericht, wozu jeder Soldat heute noch durch eine Kugel einberufen werden kann, gibt es eine Art Generalpardon. Die Heilige Schrift meldet solche mit den Worten: „Barmherzigkeit überwindet das Gericht.“ Darum sei tapfer und stark im Kampfe; sei aber barmherzig wehrlosen Menschen und dem Soldaten gegenüber, der Pardon begehrt. Du bist einmal im Todeskampf und beim Gericht auch wehrlos und mächtigst dort auch Barmherzigkeit — du wirst sie nur erlangen, wenn du selbst barmherzig gewesen bist.

Wir haben ein Gebet, das ihr alle kennt und wohl auch fast alle betet, nämlich das Gebet des Herrn. Es ist dieses kernhafteste aller Gebete zugleich eine kurze Predigt, die der Mensch seiner eigenen Seele vorsetzt:

Vater unser, der du bist in dem Himmel. Gott ist also der Vater auch aller Menschen im Feindesland. Dein Wille geschehe. So betet der Soldat, wenn das Treffen und die Schlacht beginnt; so soll er beten, wenn er verwundet am Boden oder krank im Lazarett liegt; so soll er beten, wenn er die schwersten Mühseligkeiten, Hunger, Kälte, Nässe, Müdigkeit zum Umsinken, ruhelose Nächte durchmachen muß. Das Widrige ertragen, weil Gott es will, ist ein kostbarer Gottesdienst; das Widrige tragen in Zorn und Rachsucht, in Fluchen und Lästern, ist ein Vorspiel der Hölle. Gib uns heute unser tägliches Brot. Jetzt tut es besonders not, so zu beten. Schau den armen Bauersmann und seine Familie an; vielleicht ist sein Haus oder sein Dorf zusammengebrannt — bete auch für den, daß ihm Gott sein tägliches Brot gebe, und gib selber der dringenden Not, wenn du Gelegenheit hast. Eine solche Gabe, sei es auch nur ein Stück Kommissbrot, ist vor Gott eine edle Gabe. Und wenn du ums tägliche Brot betest, so vertrau auch, daß es Gott geben werde; mache dir darum keine Sorge, wie es den Deinen zu Hause gehen werde. Vertraue, Gott wird sie nicht vergessen und ihnen auch wieder durchhelfen, wenn du jetzt auch nichts für sie tun kannst. Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Das Schrecklichste ist, in seinen Sünden ohne Vergebung hinwegsterben, und doch haben wir alle gesündigt. Darum sollen wir täglich reumütig um Vergebung bitten, da wir doch Lebensfrist haben. Aber wir dürfen die Bedingung nicht vergessen, ohne die es keine Vergebung gibt: wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Das nehme sich jeder Soldat im Krieg wohl zu Herzen. Was im Krieg kommandiert wird, das hast du nicht zu verantworten; wenn du aber aus Haß oder Rache eine Grausamkeit an dem Feind ausübst, dann zerstörst du dir Hoffnung und Anspruch auf Vergebung deiner Sünden. Erlöse uns von dem Uebel. Die Welt ist jetzt überfüllt mit Uebel. Eines der härtesten Uebel, welches auf vielen Millionen Menschen jetzt drückt und unermeßlich viel Tränen, Blut und Seelen abpreßt, ist der Krieg selbst. Wir sollten alle wie ein Mann bei dieser letzten Bitte Gott, den obersten Herrn über Krieg und Frieden, anflehen: Vater unser, gib uns den Frieden!

Unsere Krieger und die vollkommene Reue.

Es war im Kriege 1870-71, da stand ein braver Bayer mit einem Kameraden auf Vorposten vor dem Feinde. Plötzlich taucht ein Trupp feindlicher Soldaten auf. Unser Bayer sucht rasch Deckung. Dem Kameraden gelingt es nicht, und tödlich getroffen bricht er zusammen. Als der Feind wieder außer Sicht ist, eilt der Bayer seinem verwundeten Kameraden zu Hilfe. Der Tod ist unabwendbar. Helle Verzweiflung will die Seele des jungen Kriegers erfassen. In seinen Jünglingsjahren ist er abgekommen vom Wege des Guten, hat seine Mutter schwer gekränkt und beleidigt und, Haß und Feindschaft gegen sie im Herzen, ist er in den Krieg gezogen; und nun soll er so sterben, ohne Verzeihung seiner Mutter, ohne Priester, ohne Beichte; mit Grausen sieht er der Ewigkeit entgegen. Aber unser Bayer weiß noch Hilfe; er erzählt ihm von der Liebe und Barmherzigkeit Gottes, hilft ihm seiner Mutter Abbitte leisten, erweckt mit ihm vollkommene Reue aus Liebe zu Gott und so versöhnt mit seiner Mutter hier auf Erden, versöhnt mit seinem Herrgott im Himmel, stirbt er ruhig und gefaßt den Heldentod fürs Vaterland. Noch im letzten Augenblick, so dürfen wir zuversichtlich hoffen, hat er sich den Himmel gesichert durch die vollkommene Reue.

Ein treffliches Beispiel für unsere große Zeit, wo Tausende, ja Millionen deutscher Männer und Jünglinge im Kampfe fürs Vaterland ihr Leben in Gefahr bringen müssen! Für viele kann da die vollkommene Reue das Mittel, vielleicht das einzige Mittel sein, ihr ewiges Heil sicher zu stellen. Wie plötzlich und unerhofft wird an viele der Tod herantreten, daß ihnen keine Zeit mehr übrig bleibt zum Beichten, wohl aber noch Augenblicke, um vollkommene Reue zu erwecken. In solcher Lage ist es wichtig, daß wir die Unrigen, die schon ins Feld gezogen sind und noch ziehen, in liebevoller Weise brieflich oder mündlich aufmerksam machen auf dieses bedeutungsvolle Heilmittel. Die vollkommene Reue aus Liebe zu Gott wirkt Herrliches. Sie bewirkt beim Sünder jedesmal und sofort Verzeihung der Sünden, bevor er noch das Bußsakrament empfängt; er muß dabei aber den guten Willen haben (dieser Wille ist in der vollkommenen Reue von selber eingeschlossen), die Sünden in der nächsten Beichte zu sagen; denn alle, wenigstens alle schwereren Sünden, müssen gebeichtet werden; das hat Christus nun einmal so angeordnet, daran läßt sich nichts ändern. Die genannte Wirkung hat die vollkommene Reue nicht etwa bloß in Todesgefahr, sondern jedesmal, wenn man sie im Herzen erweckt. Es wird also dann dem Sünder die Höllestrafe erlassen, aus einem Feind wird er ein Kind Gottes, erberechtigt für den Himmel, und die früheren Verdienste leben wieder auf. Und es ist gar nicht so schwer, diese Wirkungen zu erzielen, wirklich vollkommene Reue zu erwecken. Man kann die glühendste Liebe und innigste Reue oft schon mit wenigen Worten ausdrücken, wenn man nur den rechten Sinn und Beweggrund (Liebe Gottes) hineinlegt; z. B. mit den Stößgebeten: „Mein Gott und mein alles!“ „O mein Jesus Barmherzigkeit!“ „O mein Gott, ich liebe dich über alles!“ „Gott sei mir armen Sünder gnädig!“ „Jesus dir leb' ich . . .!“

„Dich liebt o Gott, mein ganzes Herz!
Und dies ist mir der größte Schmerz,
Daß ich erzürnt dich, höchstes Gut,
Ach, wasch mich rein in deinem Blut!“

Sorge haben wir, die wir nicht mitziehen können: in den Krieg, um unsere lieben Angehörigen, Verwandten und Bekannten draußen im Felde; den einen oder anderen von ihnen werden wir womöglich nicht wiedersehen. Der Schmerz über den Verlust unserer Lieben wird gemildert sein, wenn wir uns sagen können: Mein Mann, mein Vater, mein Sohn, mein Bruder hat vor seinem Tode, falls er nicht mehr beichten konnte, doch sicher noch vollkommene Reue erweckt, seine Seele wird gerettet sein für ein frohes Wiedersehen im Himmel. Darum soll es uns eine angenehme Pflicht sein, unsere Krieger aufmerksam zu machen auf das wichtige Heilmittel der vollkommenen Reue!

Wer sich näher über die vollkommene Reue unterrichten will, der laufe sich für 10 Pfg. das im Buchhandel erschienene kleine Schriftchen „Die vollkommene Reue ein goldener Himmelschlüssel“; von Pfarrer J. von den Driesch (Verlag Bachem, Köln), das schon in hunderttausenden von Exemplaren im Volk verbreitet ist.